Anzeiger für den Kreis Pleß

Bezugspreis: Frei ins Haus durch Boten oder durch die Post bezogen monatlich 2,50 Zloty. Der Anzeiger für den Kreis Pleß erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Geschäftsstelle: Pleß, ul. Piastowska 1

Nikolaier Anzeiger
Plesser Stadtblatt

Anzeigenpreis: Die 8-gespaltene mm-Zeile für Poln.-Oberschl. 12 Gr. für Polen 15 Gr. die 3-gespaltene mm-Zeile im Reklameteil für Poln.-Oberschl. 60 Gr., für Polen 80 Gr. Telegramm-Adresse: „Anzeiger" Pleß. Postsparkassen-Konto 302622. Fernruf Pleß Nr. 52

Nr. 103 | Sonntag, den 28. August 1932 | 81. Jahrgang

Was die Woche brachte

Die Sommerferien gehen zu Ende, der Herbst kommt und die Arbeit soll wieder in vollem Umfange aufgenommen werden. Für Polen soll die beginnende Herbstsaison die vielfach so ungeduldigerwartete Umbildung des Kabinetts Prystor bringen. Noch liegt es im Dunkeln, welche Ressorts neu besetzt werden sollen. Als bestimmt nimmt man an, daß der Ministerpräsident bleiben und der Finanzminister gehen wird. Das Finanzministerium soll mit einem ausgesprochenen Fachmann besetzt werden, der den aus dem Gleichgewicht geratenen Haushalt wieder in Ordnung bringen soll. Die Lage in dieser Hinsicht ist ziemlich ernst, da das laufende Haushaltsjahr mit einem Fehlbetrag von rund 300 Millionen abschließen dürfte. Der Monat Juli weist wieder ein Defizit von 37 Millionen auf, das dadurch gedeckt wurde, daß die Regierung von ihrem unverzinslichen Kredit in der Polnischen Bank 20 Millionen abhob und für den Rest Reserven vorangegangener Jahre heranzog. Der unverzinsliche Bankkredit, der 100 Millionen betrug, ist nun auf 10 Millionen zusammengeschmolzen. In diesem Jahre besteht auch die Hoffnung nicht, daß der Herbst höhere Steuereingänge bringen werde. Schon im letzten Jahre war diese Annahme trügerisch, im laufenden wird sie es noch viel mehr sein, da infolge der Geldknappheit niemand die Steuern rechtzeitig zahlt. Die Abgaben an den Staat laufen erst ein, wenn der Gerichtsvollzieher nachhilft. Es scheint, daß die monatlichen Einnahmen 160 Millionen nicht übersteigen können, die Ausgaben dagegen sich höchstens auf 180 Millionen drosseln lassen. Hier ist guter Rat teuer.

In bezug auf die Außenpolitik ist Warschau diesmal der Schauplatz eines wichtigen Ereignisses: Hier wurde am Mittwoch die Agrarstaatenkonferenz eröffnet, an der außer Polen die Tschechoslowakei, Oesterreich, Südslawien, Ungarn, Bulgarien, Rumänien, Estland und Lettland teilnehmen. Die Beschlüsse liegen noch nicht vor, doch scheint man sich von der Konferenz mancherlei zu versprechen. Das tat man allerdings auch vor drei Jahren, als die Vertreter der Kleinen Entente in Warschau den Agrarstaatenblock gründeten. Man hoffte damals, eine Einheitsfront der Agrarstaaten geschaffen zu haben, die den Kampf gegen die westlichen Industriestaaten aufnehmen werde, um die Interessen der Agrarstaaten zu schützen. Der Block sollte auf handelspolitischem Gebiet von Wichtigkeit werden und imstande sein, sich im Völkerbund durchzusetzen.

Es kam jedoch anders als man erwartet hatte und die Beschlüsse von damals konnten nicht durchgeführt werden. Die einzelnen Staaten des Blocks mußten doch mit den anderen paktieren und schlossen mit ihnen Präferenz- und Kompensationsverträge ab, wodurch die in Warschau angenommenen Beschlüsse ins Wasser fielen.

Dem Anscheine nach entstand der Plan zur Konferenz in Lausanne, wo die Vertreter der kleinen Staaten nicht zu Wort kamen und daher Zeit hatten, sich mit dem Gedanken des Staatenblocks zu befassen. Es drängte sie in einer Hinsicht die Not dazu. Alle diese Staaten sind Schuldnerstaaten, denen die Gläubiger den Kredit gesperrt haben bei gleichzeitiger Weigerung, die Schuldenzahlungen in Form von Waren anzunehmen. Sie befinden sich in der Rolle des Bankiers, auf den das Publikum einen Sturm unternommen. Um sich zu retten, sollen gemeinsame Aktionen besprochen werden, um die Lage Mitteleuropas klarzulegen und auf die Folgen aufmerksam zu machen. Es geht darum eine Konversion der Schulden in Verpflichtungen zu erreichen, die eine langfristige Amortisation ermöglichen. Dabei soll auch die Verzinsung herabgesetzt werden. Man hat ausgerechnet, daß die Schuldner 3½ Prozent zahlen können. Ein anderes Postulat ist die enge Zusammenarbeit der mitteleuropäischen Banken in bezug auf die Valuta. Das würde nicht nur einer Einstellung des Devisenkrieges gleichkommen, sondern auch für die Flüssigmachung der eingefrorenen Kredite von Bedeutung sein und für eine Zusammenarbeit in bezug auf die Valuta und den Kredit. Nicht zu vergessen ist die Zusammenarbeit auf dem Gebiete des Handels, die jetzt durch das Ergebnis der Konferenz in Ottawa so recht aktuell geworden ist. Das britische Imperium, das den vierten Teil der Bevölkerung der Welt umfaßt, ist nun auf dem Wege, sich durch Präferenzen und Kontingente von Europa abzuschließen. Es versteht sich von selbst, daß dadurch die Lage Europas erschwert wird, besonders für die Agrarstaaten, da England bisher einen aufnahmsfähigen Markt darstellte. Die Präferenzen und Kontingente, die England den Dominien gewährt hat, beziehen sich hauptsächlich auf agrarische Produkte, bedeuten daher einen schweren Schlag. Eine Solidarität der Agrarstaaten, meint man nun, könne ein Teil des Schadens wieder gut machen, denn es würde der für die Agrarprodukte sich stets verringernde Markt eine Erweiterung erfahren.

Natürlich hat man dabei das Deutsche Reich im Auge, das für die mittel- und osteuropäischen Staaten noch immer der größte Absatzmarkt ist. Die Einheitsfront der Agrarstaaten könnte auch gegen Deutschland Stellung nehmen und dem deutschen Protektionismus(!) entgegenwirken. Ein Erfolg auf diesem Gebiet wäre wirksamer als alle Kontingentierungsverträge, die in der letzten Zeit in Europa geschlossen wurden und deren Fiasko unvermeidlich ist. Auch eine Konvention der mitteleuropäischen Staaten wird angestrebt, etwa nach dem Muster von Holland, Belgien und Luxemburg.

In Deutschland geht die Lage nun doch langsam ihrer Klärung entgegen. Die Stellungnahme von Papens gegenüber Hitler hat deutlich gezeigt, daß die Regierung nicht daran denkt, ihrem Gegner zu weichen. Man muß also damit rechnen, daß der Reichstag arbeitsunfähig sein wird, und daß Herr von Papen den Versuch wagen wird, ohne Reichstag zu regieren. Wie lange ein solcher Zustand möglich ist, dürfte sich ja zeigen.

Von großer Bedeutung sind die Vorgänge im Fernen Osten, die sich durch die europäischen Vorgänge mehr in den Hintergrund gedrängt, jetzt für den Europäer mehr in der Stille abspielen. Der Einbruch Japans in die chinesische Provinz Jehol hat den Widerstand der Chinesen bis jetzt noch nicht recht entflammt. Die Leistung der chinesischen Truppen scheint sich nicht mehr wiederholen zu wollen, und doch ist die Aktion der Japaner für China von größter Bedeutung. Zeigt sie doch, daß Japan auf seine Pläne in keiner Weise verzichtet hat, sondern daß es nach der Beherrschung Chinas strebt. Das Ziel, das Japan im Kriege bereits erreicht hatte und von dem es dann wieder die Großmächte verdrängten, hat den Appetit dieses Landes geweckt. Bei Schanghai drohte eine Schlappe, auch war der Ort in geographischer Hinsicht zu exponiert. Ueber Jehol führt der Weg mehr gedeckt, mehr hinter einer Maskierung, aber doch zu demselben Ziel.

Allerdings scheint es, daß die Bäume auch diesmal nicht ganz in den Himmel wachsen werden. Ein chinesisches Verdienst wird freilich kaum dabei zu finden sein, wenn Japan sich wieder zurückziehen müßte. Es wäre vielmehr das Verdienst der angelsächsischen Mächte (England und Amerika), die sich dem Anschein nach im Begriffe sind, gegen Japan zu einigen. Wenn irgendeine Macht noch imstande ist, Japan den Herrn zu zeigen und es zum Verzicht auf seine ehrgeizigen Pläne zu bewegen, so ist es die der angelsächsischen Mächte. Verhandlungen zwischen London und Washington werden sicher gepflogen, ihr Resultat wird sich bald zeigen.

Beamtenstreik in Warschau

Forderung nach Zahlung rückständiger Gehälter — Vor neuen Dekreten
Polens Ruf nach einer Anleihe

Warschau. Am Freitag sind die Beamten des Warschauer Magistrats in Streik getreten, nachdem alle Verhandlungen zwischen Magistrat und Gewerkschaften wegen der Auszahlung der rückständigen Gehälter ergebnislos verlaufen sind. Alle Büros haben ihre Tätigkeit eingestellt und Streikposten halten die Besucher fern. Einzig das Finanzbüro arbeitet, um die Rückstände einzuziehen. Die Polizei hat mit einem starken Aufgebot das Magistratsgebäude besetzt, in den übrigen städtischen Betrieben wird voll gearbeitet. Der Stadtpräsident von Warschau hat an die Beamtenschaft einen Aufruf erlassen, in welchem er sich gegen den Streik wendet und erklärt, daß das Präsidium bemüht war, die erforderlichen Gehaltsgelder zu beschaffen und das Absichten bestanden, die restlichen Julilöhne auszuzahlen, was angeblich durch den Streik unterbunden wurde. Zur Auszahlung sind etwa 1½ Millionen Zloty erforderlich. Wie es heißt, soll im Laufe des Sonnabends die Regierung eingreifen, der Streik selbst dürfte von kurzer Dauer sein, da die Beamten selbst erklären, daß sie sofort die Arbeit wieder aufnehmen, wenn ihnen die Restgehälter ausgezahlt werden.

Ministerrat in Warschau

Neue Dekrete in Sicht.

Warschau. Der Ministerrat trat am Freitag unter dem Vorsitz des Premiers Prystor nach den Ferien zum ersten Mal zusammen und erledigte zunächst die laufenden Geschäfte. In erster Linie wurden die Grundlinien über die kommende Getreidepolitik festgelegt, worauf eine Reihe Dekrete des Staatspräsidenten behandelt wurden, die demnächst der Oeffentlichkeit übergeben werden, darunter ein Dekret über die Regelung der Tarifstreitigkeiten in der Landwirtschaft zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, ferner über ein Gesetz bezüglich der Ausübung des Heilwesens, sowie die Neuregelung zur Schaffung einer Arbeitslosenhilfe.

Anleiheappell an den Völkerbund

Polen will sieben neue Eisenbahnlinien bauen.

Warschau. Die polnische Regierung hat dem Völkerbundsausschuß für Verkehrswesen eine Denkschrift überreicht, worin Vorschläge für den Bau von Eisenbahnlinien in Polen enthalten sind, die zur Belebung des Wirtschaftsverkehrs und der Linderung der Arbeitslosigkeit mit Unterstützung des internationalen Kapitals im Sinne der Genfer Beschlüsse für geboten bezeichnet werden. Es handelt sich um sieben Eisenbahnlinien in einer Gesamtlänge von 1240 Kilometer, für deren Bau 730 Millionen Zloty erforderlich sind. Zwei von den geplanten Eisenbahnlinien sollen im Westen, einmal längs der ostpreußischen Grenze, verlaufen, Thorn mit Ostrolenka und dann Strasburg, welches gleichfalls unweit der ostpreußischen Grenze liegt, mit dem südlichen an der Weichsel gelegenen Plock, verbinden.

Reformpläne im Reich

Das Wirtschaftsprogramm der Reichsregierung — Hindenburg soll entscheiden

Berlin. Es bestätigt sich, daß Reichskanzler von Papen Montag abend nach Neudeck zum Reichspräsidenten fahren wird, um ihm über die gesamte politische Lage Vortrag zu halten. Er wird dabei die Auflösungsverfügung für den Reichstag erbitten und über das große Wirtschaftsprogramm der Reichsregierung berichten. Die Maßnahmen der Reichsregierung für die Durchführung des Programms für die Arbeitsbeschaffung und die Belebung des Arbeitsmarktes sollen durch eine einzige große Notverordnung des Reichspräsidenten durchgeführt werden. Die Veröffentlichung dieser Notverordnung ist für Mitte der kommenden Woche zu erwarten.

*

Berlin. Das Reichskabinett befaßte sich am Freitag nachmittag in einer Sitzung, die bis um 21 Uhr dauerte, mit dem Wirtschaftsprogramm, das der Reichskanzler in seiner Rede am Sonntag in Münster bekanntgeben wird. An der Sitzung nahm auch Reichsbankpräsident Luther teil. Die Beratungen sind, wie verlautet, sachlich im wesentlichen zu Ende geführt worden. Am Sonnabend vormittag wird noch an der Formulierung gearbeitet werden, worauf sich dann am Sonnabend nachmittag das Reichskabinett zu einer letzten abschließenden Beratung des Wirtschaftsprogramms zusammenfinden wird.

Aus der Teilnahme des Reichsbankpräsidenten an den Beratungen ist danach zu schließen, daß das geplante Wirtschaftsprogramm die Billigung aller in Frage kommenden Reichsinstanzen findet.

Angebliche neue Reformpläne für Preußen

Berlin. Der „Berliner Börsenkurier" will wissen, daß in nächster Zeit das gegenwärtige amtierende preußische Kabinett entscheidende Beschlüsse für die preußische Verwaltungsreform fassen werde. Die Grundzüge der neuen Reform sollen einmal die Vereinheitlichung des Instanzenzuges vorsehen, zum anderen solle dem Gedanken der Autorität stärkerer Ausdruck dadurch gegeben werden, daß z. B. an Stelle einer Art Kollegialverfassung, wo diese bestehe, die Entscheidungsbefugnisse den leitenden Beamten, z. B. dem Regierungspräsidenten, übertragen würden. Um die Zukunft der Provinzialschulkollegien werde noch heftig gekämpft, wobei das Kultusministerium den Wünschen nach Auflösung der Provinzialschulkollegien heftigen Widerstand entgegensetze. Die Oberpräsidien sollen als Behörde ganz verschwinden. Die amtierenden Oberpräsidenten würden lediglich die Aufgabe eines Staatskommissars und Vertreters der preußischen Staatsregierung behalten.

Zwangsverwaltung für die New Yorker Untergrundbahn

New York. Die Interborough Rapid Transit Corporation, die den New Yorker Untergrundbahnverkehr betreibt, ist nicht in der Lage, ihren am 1. September fälligen Verpflichtungen, die 31 Millionen Dollar betragen, nachzukommen. Auf Veranlassung der zuständigen Aufsichtsbehörde wurde die Gesellschaft daher unter Zwangsverwaltung gestellt. Die Aktiven des Unternehmens werden auf nominell 500 Millionen Dollar beziffert. Die Insolvenz stellt einen der größten Zusammenbrüche in der Geschichte der Vereinigten Staaten dar.

Neue Kampfansagen der Nationalsozialisten

Gegen Reichsregierung — Für Zentrumskoalition

München. In einem aus Berlin datierten Artikel beschäftigt sich heute der „Völkische Beobachter" mit den angeblichen Plänen der Reichsregierung und schreibt u. a.: Trotz aller Dementis scheint die Reichsregierung sich endgültig zu einer Auflösung des Reichstages noch vor den entscheidenden Abstimmungen entschlossen zu haben. Wir können der Reichsregierung schon jetzt versichern, daß diese Spekulation ein Fehlschlag ist und überhaupt nur von Leuten gefaßt werden kann, die weder die NSDAP noch die im deutschen Volk eben durch den Nationalsozialismus zu Wege gebrachte seelische Umstellung auch nur andeutungsweise erfaßt haben.

Sollten diese Drohungen der Regierung aber nicht den gewünschten Erfolg zeitigen, so scheint die Reichsregierung tatsächlich auch mit dem Gedanken zu spielen, einer Reichstagsauflösung keine Neuwahlen folgen zu lassen. Hierzu bemerkt der „Völkische Beobachter": Wir können der Regierung heute schon versichern daß sie sich auch mit dieser Hoffnung genau so einer Täuschung hingibt, wie mit der Drohung der Reichstagsauflösung. Die einzig wirkliche Klärung der Krise bleibt stets dieselbe: Uebergabe der Staatsführung an Adolf Hitler. Je schneller sie vollzogen wird, desto besser für Deutschland, je länger sie unter Anwendung auch gefährlicher Experimente verzögert wird, desto schlimmer für das deutsche Volk.

Der Weg des Zentrums

Berlin. Berliner Blätter veröffentlichen einen Artikel aus dem offiziellen „Pressedienst der Zentrumspartei", in dem es u. a. heißt: In der allgemeinen Not und Gefahr, in der selbst Staatsstreiche nicht ausgeschlossen erscheinen, ist es wiederum die Zentrumspartei, deren Bestreben darauf gerichtet bleibt, auch diesen Reichstag arbeitsfähig zu machen, die lähmende radikale Mehrheit in ein positives Fahrwasser zu lenken. Darum die sorgenden Besprechungen, darum die Fühlungnahme der Zentrumsführer mit allen anderen Führern gegnerischer Parteien. Wie auch die Pläne der Reichsregierung sich noch offenbaren werden, wir im Zentrum und in der Bayrischen Volkspartei rufen ihr ein gebieterisches Halt sofort zu, wenn sie den Weg der Verfassung verläßt. Dann werden wir mit den schärfsten Mitteln zur Abwehr drohender Gefahren schreiten.

*

Berlin. Im Zusammenhang mit den Verhandlungen zwischen Zentrum und Nationalsozialisten über die Regierungsfrage im Reich soll, wie die „DAZ" erfährt, ein Vertrauensmann des Zentrum nach Neudeck zum Reichspräsidenten von Hindenburg entsandt worden sein, um die Ansichten des Reichspräsidenten über eine etwaige Umbildung des Reichskabinetts zu sondieren.

Depressionskonferenz in Washington eröffnet

Washington. Präsident Hoover hat am Freitag nachmittag im neuen Handelsministerium die Depressionskonferenz mit einer Ansprache eröffnet. Er legte die Wirtschaftslage dar und unterstrich besonders die Notwendigkeit gegenseitiger Hilfe und gegenseitigen Vertrauens, um die gegenwärtige wirtschaftliche Aufwärtsbewegung beizubehalten und weiter zu fördern. Untersekretär Mills vom Handelsministerium gab bekannt, daß der bisher tätige Vorbereitungsausschuß der Vollversammlung der Konferenz die Schaffung von großen Zentralstellen zwecks engerer Zusammenarbeit der öffentlichen, privaten, industriellen und finanziellen Interessen vorschlagen wird. Die nächsten Ziele werden weitere Kreditausdehnung und Arbeitsbeschaffung sein; die 5tägige Arbeitswoche blieb unerwähnt. Das Programm soll von den Industrieausschüssen der Bundesbanken durchgeführt werden.

Die neue thüringische Regierung

Weimar. Der Landtag von Thüringen wählte auf Vorschlag der Nationalsozialisten und des Landbundes am Freitag vormittag folgende Regierung:

Innenminister Gauleiter Sauckel (NS),
Volksbildungsminister Lehrer Wächtler (NS),
Finanz- und Wirtschaftsminister Bürgermeister Marschler (NS).

Als Staatsräte wurden dem Kabinett beigegeben: Landgerichtsrat Dr. Weber (NS), der zugleich ehrenamtlich das Justizministerium übernimmt.

Amtsgerichtsrat Dr. Meister-Ebeleben (NS),
Landwirt Junghans (NS) sowie vom Landbund
Hauptgeschäftsführer Mackeldey.

Die Wahl erfolgte mit 34 Stimmen der Nationalsozialisten, des Landbundes und der Deutschnationalen gegen die Stimmen der Sozialdemokraten bei Stimmenenthaltung des Vertreters der Deutschen Volkspartei. Die Kommunisten waren ausgeschlossen.

Begeisterter Empfang der Ottawa-Abordnung in England

London. Die englische Abordnung für die Ottawaer Konferenz traf am Freitag an Bord der „Empreß of Britain" wieder in England ein.

Um sie rechtzeitig begrüßen zu können, trugen der Ministerpräsident Macdonald und der Außenminister Sir John Simon in zwei englischen Kampfflugzeugen ein Luftrennen von Lossiemouth nach London aus, das Macdonalds Maschine mit einigen Sekunden Vorsprung gewann.

Baldwin erklärte bei der Ankunft: **„Wir waren eine glückliche u. geeinigte Mannschaft und unser Erfolg in Ottawa war ein Mannschaftserfolg. Es kam nicht darauf an, daß der Einzelne das Rennen machte, die Hauptsache ist, daß es gemacht wurde".**

Bei der Einfahrt in den Londoner Waterloo-Bahnhof wurden die Minister von ihren Kollegen, einem Vertreter des Königs und hervorragenden Persönlichkeiten der Politik und Finanz, sowie einer großen Menschenmenge begeistert begrüßt.

Generalstreik in der englischen Baumwollindustrie

London. Die Vermittlungskonferenz in Manchester zwischen den Vertretern der Weber, Spinner und Fabrikanten der Lancashirer Baumwollindustrie ist nach stundenlangen Verhandlungen am Vorabend des angekündigten Generalstreiks endgültig zusammengebrochen. Der Fehlschlag ist darauf zurückzuführen, daß trotz verschiedener Vorschläge der Arbeitgeber keine Einigung in der Frage der Wiedereinstellung der während der Lohnstreitigkeiten entlassenen Arbeiter erzielt werden konnte. Die Arbeitgeber, die zunächst sechs Monate Frist für die Wiedereinstellung verlangt hatten, gingen zuletzt auf sechs Wochen hinunter. Aber dieser Vorschlag wurde von den Vertretern der Weber abgelehnt, die zum mindesten für die Weber von zwei großen Webereien in Burnley die sofortige Wiedereinstellung verlangten.

Mit der Erklärung des Generalstreiks am Sonnabend, von dem ungefähr 400 000 Spinner und Weber betroffen werden, ist also zu rechnen.

*

Melbourne. In Melbourne sind infolge einer angekündigten Lohnkürzung von 15 v. H. 3 500 Textilarbeiter in den Streik getreten. Ein Vermittlungsvorschlag der Arbeitgeber, die Kürzungen nur in halber Höhe durchzuführen, wurde nur in einigen Bezirken in der Umgebung von Melbourne angenommen.



Zur Dortmunder Programm-Erklärung des Reichsbank-Präsidenten

Reichsbankpräsident Dr. Luther gab vor dem Dortmunder Genossenschaftstag in einer groß angelegten Rede programmatische Erklärungen zur Finanz- und Wirtschaftslage ab. Er trat für wirtschaftliche Freiheit ein und wandte sich gegen alle planwirtschaftlichen Experimente. Weiterhin betonte Dr. Luther die Notwendigkeit der Goldwährung und unterstrich die Absicht der Reichsbankleitung, eine weitere Diskontsenkung einzuleiten.

Aufruhr in der brasilianischen Hauptstadt?

London. Meldungen aus Sao Paulo zufolge soll sich der frühere Präsident Bernardes mit fünftausend Mann in Rio de Janeiro gegen die Regierungsgewalt aufgelehnt haben. Regierungstruppen feuerten in den Hauptstraßen mit Maschinengewehren auf die Menge.

*

Rio de Janeiro. Wie die brasilianische Regierung mitteilt, haben die Aufständischen von Sao Paulo die von der Regierung gemachten Friedensvorschläge abgelehnt. Diese erstreckten sich auf eine allgemeine Amnestie, die Uebergabe der Waffen und die Annahme einer vorläufigen Verfassung bis zur Einberufung einer verfassungsgebenden Versammlung. Der vorläufige Marineminister teilte nach Ablehnung der Vorschläge mit, daß die Regierung neue Bedingungen ausarbeiten wolle, da sie fest entschlossen sei, dem Bruderkampf ein Ende zu setzen. Nach einem Bericht des brasilianischen Marineministeriums haben die Soldaten der Garnison im Obidon-Fort am Amazonenstrom gemeutert. Sie wurden von regierungstreuen Marinetruppen gezwungen, nach dem oberen Flußgebiet zu fliehen.

Heftiger südslawischer Pressefeldzug gegen Italien

Belgrad. Die hiesige Presse richtet am Donnerstag heftige Angriffe gegen Italien, wobei sie behauptet, daß von Fiume aus Waffen, Munition und revolutionäre Flugschriften nach Südslawien geschmuggelt würden. Die Blätter veröffentlichen eine aus Susak datierte gleichlautende Meldung, der zufolge die südslawischen Grenzorgane zwei Personen beim Schmuggeln der erwähnten Gegenstände ertappt hätten. Die Belgrader Presse wirft in diesem Zusammenhang den italienischen Behörden vor, die revolutionäre Bewegung in Südslawien materiell überall und auf alle Weise zu führen. Dies geschehe einerseits durch die Lieferung von Bomben, Waffen und aufreizenden Flugschriften, andererseits durch die Entfachung eines Pressefeldzuges, dessen Ziel die Behauptung sei, daß die Unruhe in Südslawien großen Umfang angenommen habe.

Der Empfang der ersten Europa-Flieger in Staaken

Berlin. Die ersten in Staaken gelandeten Europa-Flieger Seidemann, Marienfeld und von Massenbach wurden von zahlreichen Vertretern der Luftfahrt mit Ministerialdirektor Brandenburg, dem Leiter der Luftfahrtsabteilung im Reichsverkehrsministerium, an der Spitze, begrüßt. Außerdem waren Stadtbaurat Adler und zahlreiche Vertreter der an der Luftfahrt interessierten Verbände und Firmen erschienen. Freiherr von Massenbach hatte bei der Landung insofern Pech, als das Fahrgestell der Maschine zerbrach. Der Schaden wird sich jedoch bis zum Beginn der Höchstgeschwindigkeitsprüfung am Sonntag nachmittag beheben lassen.

---

der Sprecher Markgraf

EIN FUNK- UND FILM-ROMAN VON WOLFGANG MARKEN

URHEBER-RECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU

(22. Fortsetzung.)

Horst Marcellus, der sich in Rainers Nähe aufgehalten hatte, trat mit dem Sänger Ezard Kremer zu Rainer, und beide führten den Fassungslosen hinaus.

Die Zschinsky, die bewußtlos war, wurde mit dem Auto nach der Pension gebracht.

Durch die Säle lief mit Windeseile das Gerücht von dem unerhörten Vorfall.

Sensation!

Was war geschehen? Warum war's geschehen? Wie waren die Zusammenhänge zwischen dem Sprecher Markgraf und der berüchtigten Zschinsky?

Als es Schulenburg von Lüders hörte, wurde er bleich.

Um Gottes willen, was war geschehen? Wie konnte das möglich sein?

„Wo ist Herr Markgraf?"

„Er ist heimgefahren, geleitet von Herrn Marcellus! Dieser Skandal, Herr Intendant! Das Publikum ist empört!"

Der Intendant fuhr ihn an.

„Skandal . . . ja, in Ihren Augen! Ich sage Ihnen, Herr Lüders, das ist mehr . . . das ist eine Tragödie!"

Er begab sich sogleich an den Ort des Vorfalls und war im Augenblick von einer Schar Künstler umringt, die ihm alles genau erzählten. So erschrocken er innerlich war, eine Genugtuung empfand er: Sie hielten alle zu Rainer.

Er versuchte mit den Herren der Presse Rücksprache zu nehmen und jede Veröffentlichung über den peinlichen Vorfall zu unterdrücken. Bereitwilligst sagte man ihm auch zu. Aber ein Reporter hatte sich den Braten nicht entgehen lassen. Er war nicht mehr zu finden.

Schulenburg seufzte auf.

Jetzt erfuhr es die Oeffentlichkeit. Schulenburg ahnte gewisse Zusammenhänge, aber ein genaueres Bild vermochte er sich nicht zu machen.

„Markgraf . . . der Geliebte der Zschinsky!?" Nein, alles konnte er sich vorstellen, aber das nicht.

Weh wurde es ihm ums Herz, als er daran dachte, daß nun alles vor die Oeffentlichkeit gezerrt wurde. Er begriff die Angst des Mannes, der nicht in der Oeffentlichkeit dominieren wollte, der sich dagegen sträubte.

3.

Rainer kam verstört nach Hause.

Frau Ingrid redete gütig auf ihn ein, aber er bat nur: „Frag mich jetzt nicht! Es wird ja doch Licht werden!"

Da drang sie nicht mehr in ihn, so bang ihr auch ums Herz war.

Er kam nicht zur Ruhe, obwohl er todmüde war.

Er wußte, wie es weiter gehen würde.

Der Skandal blieb der Oeffentlichkeit nicht verborgen. Und Ingrid erfuhr, was geschehen war.

Sie würde ihn fragen und . . . er mußte bekennen!

Und er vermochte es doch nicht!

Was . . . was sollte nun werden? Er kam zu keinem erlösenden Gedanken. Ein Ende machen . . . dieser Gedanke wollte in ihm empor, aber er zwang sich und trat ans Bett der Kinder.

Nein . . . nein . . . niemals! Das durfte er nicht, sich feig wegstehlen von der Welt.

Wie friedlich sie schliefen! „Meine Kinder!" dachte er, und ein Schluchzen war in seiner Brust.

* * *

Der Morgen kam, der bittere Morgen!

Abermals bestürmte ihn Frau Ingrid, aber er schwieg. Gegen acht Uhr verließ er das Haus.

Er hatte keinen Dienst und fuhr nach Lankwitz, wo Layka krank darniederlag. Es war keine Besuchszeit, und man wollte ihn nicht vorlassen. Aber er bat, und schließlich gewährte man es ihm und führte ihn an das Bett des Kranken.

Layka sah ihn dankbar an.

„Wie geht es Ihnen?" fragte Rainer leise.

„Ich fühle mich nur noch schwach! Aber sonst fehlt mir nichts . . . gar nichts. Ich möchte bald wieder aufstehen, aber die Schwester meint, ein paar Wochen würde es dauern."

„Ja, Sie müssen Geduld haben."

„Ich will ja auch! Es ist hier so wohltuend still. Ich habe das in meinem Leben noch nie gekannt! Immer mit Mama zusammen, von Stadt zu Stadt . . . immer Hasten und Unruhe. Ich will Geduld haben . . . weil ich leben will!"

Rainer saß mit gesenkten Augen.

„Sie werden wieder ganz gesund werden, Layka! Der Arzt meint, Ihre Lunge ist nur schwach. Und das Schwache kann stark werden!"

Der Junge sah ihn dankbar an.

„Ich habe . . . nicht die Schwindsucht?"

„Nein."

„Dann . . . oh, ich glaube Ihnen, Ihnen glaube ich alles. Sie sind so gut! Ich . . . ich will ja auch noch leben! Meine Kunst . . . die muß erst werden, ja, meine Kunst. Glauben Sie, daß ich ein Künstler werden kann?"

„Sie werden es werden, wenn Sie erst ein Mensch geworden sind. Das ist alles. Wissen Sie denn, was es heißt, ein Mensch zu sein? Ein reiner und guter Mensch? Nur daraus schöpft der Künstler! Für sich, für Ihr Herz müssen Sie leben, dann wächst aus Ihnen selber die Künstlerschaft!"

„Ein reiner Mensch!" entgegnete der Junge bebend. „Und Sie helfen mir, Herr Markgraf?"

„Ich helfe Ihnen!"

Nun kam die Schwester wieder.

„Es ist genug!" sagte sie gütig. „Wir wollen unseren Patienten nicht überanstrengen."

Markgraf erhob sich.

„Schwester," bat der Kranke, „ich möchte nur wissen, ist meine Geige hier?"

„Ihre Geige? Nein, bei Ihren Sachen ist sie nicht!"

Flehend sah Layka Markgraf an.

„Ich möchte meine Geige haben."

„Aber," begütigte die Schwester, „jetzt können Sie ja nicht spielen."

„Es ist nicht ums Spielen!" sagte der Kranke schamvoll zu Rainer. „Aber es könnte sein . . . Mutter braucht Geld . . . und einmal hat sie schon meine Geige verkauft! Und ich könnte mir keine wieder kaufen."

Rainer verstand ihn. Er dachte daran, daß die gewissenlose Mutter das Geld, das der Heilung des Sohnes dienen sollte, verspielt hatte.

„Ich bringe Ihnen die Geige!" sagte er.

* * * (Fortsetzung folgt.)

Unterhaltung und Wissen

Der falsche Weltmeister

Jack Johnson, der weltberühmte Negerboxer und spätere Weltmeister, hielt sich einige Monate vor seinem sensationellen Kampf mit Jim Jeffries, welcher Kampf ihm auch den Weltmeistertitel eintrug, in dem Städtchen Springfield im Staate Neuyork, nicht zu verwechseln mit der großen Stadt gleichen Namens im Staate Missouri, auf. Sein Trainer und Manager wählte diesen Ort, um seinem schwarzen Pflegebefohlenen ein ungestörtes Training zu ermöglichen und fernab vom Getriebe der großen Welt und neugierigen Zeitungsreportern, die Kondition des gewaltigen Johnson zu heben und ihn für den großen Kampf „fitt" zu machen.

Eine kleine Villa am Connecticut River beherbergte das Trainingsquartier, und einige Sparringpartner, selbst ausgezeichnete Boxer, bildeten das Gefolge des boxsportlichen Heros.

Zu gleicher Zeit machte ein Boxer, welcher allerdings später ganz der Vergessenheit anheimfiel, Tom Higgins, ein riesenhafter Mulatte in Little Rock in Arkansas einiges Aufsehen. Er hatte mehrere Gegner in verblüffender Manier geschlagen und sein geschäftstüchtiger Manager, Hawkins hieß er, hielt Umschau nach einem zugkräftigen Gegner.

Da kam ihm irgendwo zu Ohren, daß der berühmte Johnson in Springfield weile. Obwohl er sich wenig Hoffnung machte, den Boxerstar für einen Kampf mit seinem minder bekannten Schützling zu interessieren, machte er sich trotzdem sofort auf den Weg, um wenigstens den Versuch zu machen. Es mußte schon damals dem smarten Yankee der großartige Gedanke gereift sein, den er auch später mit so großer kaufmännischer Genialität durchführte.

Der Manager Johnson wollte anfangs natürlich von dem Angebot nichts wissen, aber als ihm Hawkins nicht vom Halse ging und immer zudringlicher wurde, nannte er, um endlich Ruhe zu haben, hunderttausend Dollar als Kampfbörse, in der Hoffnung, Hawkins werde diese ungeheuerliche Summe abschrecken und er werde endlich abdampfen.

Obwohl Hawkins keine tausend Dollar im Vermögen hatte, war er sofort einverstanden und Johnsons Manager, wohl einigermaßen verwundert, wollte so ein glänzendes Geschäft nicht fahren lassen. Für seinen Schützling war es ja nur eine ganz ungefährliche Spritztour, ein kleiner Erholungsausflug, welcher in die eintönige Trainingsarbeit eine angenehme Abwechslung brachte und last not least ein schönes Stück Geld einbrachte. Besonders letzterem Grund ist ein Amerikaner immer und unter allen Umständen zugänglich. Der Kampf gegen Jeffries lag noch in so weiter Ferne, daß sich Johnson von etwaigen Verletzungen leicht erholen konnte.

Es wurde ein Vertrag aufgesetzt und von beiden Teilen unterzeichnet. Der Vertrag bestimmte unter anderem, daß Hawkins mindestens vier Tage vor dem Kampfe die geforderten hunderttausend Dollar in einer Neuyorker Bank als Sicherstellung zu erlegen habe. Der Sieger sollte sechzig Prozent, der Unterlegene 40 Prozent der Kampfbörse erhalten. Das Match sollte vier Wochen später in Cincinnati im Staate Ohio stattfinden.

Hawkins begann nun sofort mit einer marktschreierischen Reklame. Er fuhr nach Cincinnati, beangabte die Kampfarena und mietete ein Lokal, welches er als Reklamebüro und Kartenvorverkaufsstelle einrichtete.

Nun der erste Ansturm der Sportbegeisterten war nicht gerade überwältigend zu nennen. Hawkins konnte von den eingelaufenen Geldern gerade die Spesen an Billetts, Reklame, Miete usw., welche er als smarter Geschäftsmann selbstverständlich schuldig geblieben war, bezahlen.

So verging die erste Woche, und Hawkins sagte sich ganz richtig, daß irgendetwas geschehen müsse, um den Umsatz zu heben. Das Publikum hatte eine feine Nase und wußte, daß der bevorstehende Kampf nur eine reine Geschäftssache und ihm wenig sportlicher Wert beizulegen sei, da der Gegner Johnson allgemein für inferior gehalten wurde und ihm nicht die geringste Außenseiterchance zugebilligt wurde. Es mußte also etwas geschehen. Hawkins telegraphierte nach Little Rock und ließ seinen Schützling Tom Higgins samt einigen Sparring-Partnern kommen. Er bereitete dessen Ankunft in Cincinnati mit großem Tamtam vor und eine rasch gedungene Schar weißgekleideter Mädchen erwartete den Boxer am Bahnhof. Natürlich strömten auch viele Neugierige zu, und als man den riesenhaften Mulatten sah, stiegen seine Chancen um Beträchtliches.

An den folgenden Tagen war der Kartenverkauf befriedigend, Higgins zeigte sich in allen öffentlichen Lokalen der Stadt, man bewunderte überall seine herkulische Gestalt, doch in einer weiteren Woche versiegte der Geldstrom wieder.

Also mußte wieder etwas geschehen. Mister Hawkins verreiste auf zwei Tage und nach seiner Rückkunft ging er in das beste Hotel der Stadt und mietete eine Flucht von Räumlichkeiten, tat sehr geheimnisvoll und vertraute endlich dem Hoteldirektor unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß niemand geringerer als Jack Johnson schon am nächsten Tage komme.

Natürlich hatte der Hoteldirektor nichts Eiligeres zu tun, als aus dieser Tatsache für sein Hotel ausgiebige Reklame zu machen. Am Ankunftstage stand die halbe Stadt vor der Bahnhofshalle in Erwartung des berühmten Boxers.

Der Zug fuhr ein, zwei bärenhafte Neger sprangen aus einem Wagen, liefen zu den angehängten Pullmanwagen, öffneten die Tür und heraus sprang „Er", der Nationalheros aller Neger und trotz allem Rassenhaß, damaliger Stolz aller Amerikaner. Er war nicht so groß wie sein Gegner Tom Higgins, aber mindestens ebenso breit und an seinem elastischen Gang konnte man den sehnigen muskulösen Körper erkennen. Brausende Begrüßungsrufe wurden laut. Johnson dankte nach allen Seiten, indem er den Hut zog und seinen krausen Wollkopf sehen ließ. Der Meister schien Zahnschmerzen zu haben oder fürchtete die Zugluft der Bahnhofshalle, denn er hielt mit seiner linken Hand ein zusammengefaltetes, schneeweißes Taschentuch über Mund und Nase, als er vom Wagen zum Auto schritt und neben dem zum Empfang gekommenen Hawkins und einem Herrn, welcher auch mit ihm ausgestiegen und wie es hieß, der ihn stets begleitende Arzt war, Platz nahm.

In einigen Minuten hielt das Auto vor dem Hotel und Johnson begab sich sofort in sein Zimmer. Er ließ in den folgenden Tagen niemand als Hawkins und das bedienende Personal zu sich. Von den Zeitungsleuten und Photographen wollte er nichts wissen und er ließ erklären, nach dem Kampfe gern zur Verfügung zu stehen.

Das Interesse für Vorverkaufskarten wuchs wieder, aber nach einigen Tagen flaute es ebenso plötzlich wieder ab wie es begonnen hatte.

Mister Hawkins saß an seinem großen Schreibtisch und rechnete. Hunderttausend Dollar mußte er in einer Woche in Neuyork als Kampfbörse und Sicherstellung erlegen. Zwanzigtausend Dollar hatte er bisher eingenommen. Mister Hawkins war weit davon entfernt, traurig oder unglücklich zu sein. Er war ein smarter Geschäftsmann und ließ zum dritten Male etwas geschehen.

Es verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, Jack Johnson sei unpäßlich. Er sei sehr schwach im Training und durchaus nicht mehr der alte. Das Gerücht fand eine schlagende Bestätigung, als Hawkins bekanntmachen ließ, daß er Wetten in jeder Höhe gegen seinen Schützling Tom Higgins annehme und er lege dieselben „pari". Also jedermann konnte bei Hawkins auf Johnsons Sieg setzen und bekam, falls dieser siegte, sein Geld doppelt retour.

Die Spekulation auf die Wettleidenschaft des Publikums war besser als alles Bisherige. Johnson war ein viel zu guter Typ, um ihn ungewettet zu lassen.

Vierzigtausend Dollar wurden bei Hawkins in Wetten angelegt.

Der Tag rückte heran, an welchem die hunderttausend Dollar in Neuyork erlegt sein mußten. Hawkins reiste, wie er angab, dorthin, um die Angelegenheit zu regeln.

Tom Higgins kümmerte sich nicht um die Geldangelegenheiten und wußte auch nicht, wie es um seinen Manager stand. Er setzte sich nun ins Büro und nahm für Hawkins die Wetten entgegen. Da kam am vierten Tage nach Hawkins Abreise ein Telegramm aus Springfield, worin der Manager Johnsons bekanntgab, daß er sich des Vertrages entbunden betrachtet, da Hawkins die Sicherstellung der Gelder bis zum vereinbarten Termin nicht geleistet habe. Tom Higgins physische Kräfte waren scheinbar auf Kosten seiner geistigen ausgebildet. Er begriff nicht. Nach angestrengtem Nachdenken beschloß er, Johnson im Hotel aufzusuchen, um vielleicht von diesem Aufklärung zu erhalten.

Die beiden Neger, welche als Sparringpartner Johnsons galten, müssen gerade keine Helden gewesen sein, denn als sie Higgins den Eintritt wehren wollten, warf er sie wie Puppen zur Seite und stand einige Sekunden später vor Johnson selbst.

Der Negerboxer schien, obwohl er eine dunklere Hautfarbe hatte, doch einen helleren Geist zu besitzen, als Higgins. Als ihm dieser nämlich das Telegramm vorwies und erklärend bemerkte, daß Hawkins schon vor vier Tagen fortgefahren sei, das Geld zu erlegen, fing der starke Mann zu zittern an und gestand, von der ganzen Sache nichts zu wissen, und daß er von Hawkins nur als Reklame aufgenommen sei.

Hawkins sei vor zirka zwei Wochen nach Louisville in Kentucky gekommen und habe ihn samt seinen beiden Freunden (die „Sparringspartner") und noch einen weißen Gentleman (den „Arzt") zu Reklamezwecken engagiert. Hawkins erzählte ihnen von dem bevorstehenden Boxkampf und erklärte weiter, daß der echte Johnson sich nicht von den Leuten begaffen lassen wolle und daher erst knapp vor dem Kampfe in Cincinnati eintreffen werde. Da aber eine „Johnsonreklame" zum Geschäft unumgänglich notwendig sei, engagierte er die vier Leute und instruierte sie aufs genaueste betreffs der Rollen.

Nun ging auch Higgins ein Licht auf. Seine erste Handlung war ein mächtiger „Uppercut" auf des unschuldigen Negers Haupt. Er bewies damit schlagend, daß er der echte Tom Higgins war. Dann rannte er zu der Gesellschaft, von der Hawkins die Kampfarena gemietet hatte. Diese Gelegenheit benützten die drei Neger und der „Herr Doktor", um schleunigst zu verschwinden. Dies war ihr Glück, denn eine Stunde später wären sie, obwohl sie gänzlich unschuldig waren, unfehlbar von der erbosten Masse der Geschädigten gelyncht worden.

Higgins erfuhr bei der Gesellschaft, daß Hawkins bisher nur eine kleine Anzahlung geleistet habe. Aber die Gesellschafter waren alle sehr stark geschädigt, da sie ebenfalls Gelder in Wetten angelegt hatten, sie glaubten Higgins mitschuldig und ließen ihn verhaften. Das war auch Higgins Glück, denn es wäre ihm wahrscheinlich nicht besser als den Negern und dem Doktor gegangen.

Die Polizei setzte sich mit Johnsons Manager in Springfield in Verbindung.

Dieser sagte wohl von dem Vertrag, aber von einem falschen Johnson wisse er nichts, und wenn er es auch aus den Zeitungen erfahren hätte, so wäre es ihm als raffinierter Reklametrick erschienen und er hätte sich nichts weiter dabei gedacht.

Das sportbegeisterte Publikum von Cincinnati aber wartet noch heute auf das Boxmatch Johnson kontra Higgins, denn auch der tüchtige Manager Hawkins wollte sich nicht wieder blicken lassen.

Frank Highman.

Das Kokain der Büffel

Bei den Cowboys in den Südstaaten, besonders in Texas und Neumexiko, werden erbitterte Feindschaften nicht nur mit dem Messer und der Pistole, sondern vielfach auch auf eine ganz heimtückische Art ausgetragen.

Man vergiftet die Herde des Gegners mit den gefährlichen Locokräutern, die für Pferde und Büffel das gleiche bedeuten wie für Kokainisten das weiße Gift.

Diese feindornigen, stark riechenden Pflanzen enthalten ein schweres Rauschgift und werden von den Tieren, die einige Tage lang davon gefressen haben, auch weiter gierig gesucht. Die Wirkung dieses Futters zeigt sich dann erst nach etlichen Wochen, sie äußert sich zuerst in einer auffallenden Lebhaftigkeit und weiter in höchst seltsamen Geistesstörungen. Die Tiere schrecken vor Wurzeln mit dem gleichen Entsetzen wie vor einer Schlange zurück, sie versuchen in einem seichten Bach zu schwimmen und rasen vor dem kleinsten Lagerfeuer wie vor einem Präriebrand davon. Diese durch das Locokraut hervorgerufenen Halluzinationen sind nur mit der Wirkung der Heroins auf den Menschen zu vergleichen, sie steigern sich schließlich zu schweren Gehör- und Sehstörungen, Lähmungserscheinungen treten auf, das Tier magert rapid ab und geht schließlich jämmerlich zugrunde.

Jedes dieser rauschsüchtigen Tiere bildet einen Schrecken für den Hirten, denn es sucht, genau wie die menschlichen Rauschsüchtigen, Gefährten für seine Leidenschaft und versucht auch die anderen Tiere zu den gefährlichen Futterplätzen zu holen. Wenn es von dort vertrieben wird, bricht es aus der Herde aus und kehrt wieder zurück, denn es verschmäht jedes andere Futter, sobald es sich an die Giftpflanze gewöhnt hat.

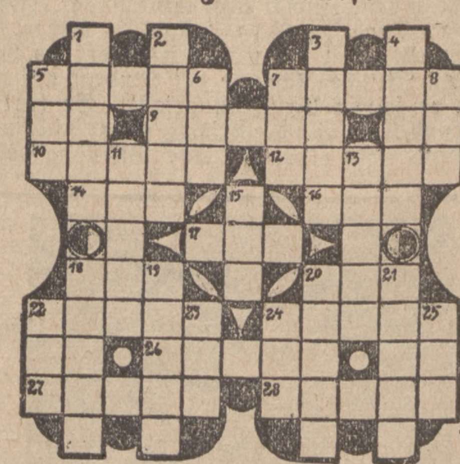
Die Cowbys meiden Gebiete, in denen das Locokraut häufiger vorkommt, scheuen sich aber bei gehässigen Feindschaften nicht, die Herde des Gegners durch bereits rauschsüchtige Tiere auf besonders ergiebige Weideplätze zu locken. Sie suchen dann oft tagelang nach einem der kleinen Täler, in denen die Pflanze besonders gedeiht, und verfolgen zäh ihren Plan, bis sie einen Teil der Herde des Gegners durch die Verführer zu den Futterplätzen abgetrieben haben. Gegen diese rauschsüchtigen Flüchtlinge helfen dann weder Lasso noch Peitsche, und der Cowby erschießt sie lieber, bevor sie weiteren Schaden anrichten.

Neuentdeckte Meteorkrater in Australien

Schon mehrfach sind in abgelegenen Gegenden Einschlaglöcher von Meteoren entdeckt worden. Am bekanntesten wurde in letzter Zeit das Kraterfeld im Inneren Sibiriens, das im Jahre 1908 durch das sogenannte Tunguska-Meteor entstanden ist. Kürzlich wurde nun in einem abgelegenen Gebiete Zentralaustraliens, in der Nähe von Henbury, ein neues Meteorkraterfeld aufgefunden, das aus dreizehn dicht beieinanderliegenden Einschlaglöchern besteht. Die Löcher haben einen Durchmesser von 10 bis 200 Metern. Verschiedene davon übertreffen an Größe also noch diejenigen des Tunguska-Meteors. Die Einschlagkrater sind fast genau kreisförmig; nur der größte macht eine Ausnahme. Er hat eine ziemlich langgestreckte Gestalt, und man glaubt, daß zwei verschiedene, dicht nebeneinander erfolgte Meteoreinschläge die längliche Form hervorgerufen haben. In unmittelbarer Nähe dieser Einschlaggegend fand man mehrere hundert Meteortrümmer im Gewichte von einigen Gramm bis zu einem halben Zentner. Eine genauere Untersuchung des Inneren der Krater konnte bisher noch nicht vorgenommen werden. Aus der Lage der Trümmerstücke wird geschlossen, daß der Einsturz der großen Meteorklumpen in westöstlicher oder ostwestlicher Richtung erfolgt sei. Der große Meteorfall, der diese Krater erzeugt hat, muß schon vor ziemlich langer Zeit erfolgt sein, wenn auch die Wände eines Kraters immerhin noch 16 Meter hoch sind. Das darin gefundene Nickeleisen ist nämlich stark oxidiert, und das Innere der großen Kraterlöcher ist mit Gras und Bäumen bewachsen. Das Alter dieser Einsturzgebilde wird vorläufig auf rund 1000 Jahre geschätzt.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 5. Heftiger Anprall, 7. Schweizer Kanton, 9. Bibl. Person, 10. Gesegnete Zeit, 12. Handschuhleder, 14. Waldgott, 16. Schiffsseite, 17. Wassersäugetier, 18. Marokkanische Hauptstadt, 20. Gebirgsweide, 22. Stadt im Rheinland, 24. Hochbetagter Herr, 26. Spaß (i=j), 27. Ansiedelung, 28. Teil der Scheune.

Senkrecht: 1. Stadt in Hinterpommern, 2. Stadt im Ruhrgebiet, 3. Künstliche Wasserstraße, 4. Insekt, 5. Stadt in Belgien, 6. Fremdwort für Herr, 7. Fremdwort für Nr. 24, 8. Bibl. Frauenname, 11. Deutsche Münze, 13. Kostbarkeit, 15. Raubfisch, 18. Stadt in Bayern, 19. Kostbares Gewebe, 20. Vertilgungsmittel, 21. Frauenname, 22. Grammat. Artikel, 23. Bedrückende Lage, 24. nicht „schlecht", 25. Geograph. Bezeichnung.

Auflösung des Gedankentrainings „Brettlspiel"

Waagerecht oben: Kalender. — Waagerecht unten: Talisman. — Senkrecht links: Katapult. — Senkrecht rechts: Reaktion.

Das Lesezeichen

Von Walter Schirmeier.

Das Mädchen hatte den Stoff geschenkt bekommen und schneiderte sich ein Kleid daraus. Einen kleinen Abfallstreifen säumte sie an den Seiten ein und legte ihn als Lesezeichen in das Buch, als sie stolz und frohgestimmt (denn sie hatte das neue Kleid an) nach außerhalb fuhr. Eigentlich wollte sie sich ein stilles, verborgenes Plätzchen im Walde suchen und dort lesen, sich entspannen, auf dem Rücken liegen und hinaufstarren in das frühlingsfrische junge Grün der Bäume, den blauen, leuchtenden Himmel. Aber sie kam nicht dazu. Vor dem Bahnhof sprach ein Mann sie an, älter als sie, aber so klug, freundlich und verständnisvoll, daß sie sofort Vertrauen zu ihm faßte. Sie blieben zusammen, fuhren im Boot, aßen abends an einem geschützten Tisch auf der Terrasse des Seerestaurants und tranken süßen, roten, billigen Wein — — eine warme Welle von Glück und Geborgenheit, nie zuvor so empfunden, überströmte das Mädchen und trieb sie dem Mann entgegen. Sie küßten sich — und dann ließ er plötzlich die so lange zur Schau getragene Maske fallen und gab ihr in dürren Worten zu verstehen, daß er verheiratet sei — unglücklich, sagte er mit falschem Pathos — und nur das Abenteuer suche. Da zerriß jäh der so schön begonnene Traum des Mädchens, und sie floh nach dem Bahnhof, saß dann, eingepreßt zwischen fröhlichen Menschen, in einem Abteil des Zuges und starrte in das aufgeschlagene Buch, während ratlose, dumme, unglückliche Tränen auf das hellgeblümte Lesezeichen tropften . .

Anderntags trug sie das Buch nach der Leihbibliothek zurück. Das Lesezeichen vergaß sie herauszunehmen. Der schmale, hellrote Band stand kurze Zeit im Regal. Dann wurde er an eine junge Frau verliehen. —

„Ach, sieh' doch: ein Lesezeichen!" rief die junge Frau, die in dem Buche geblättert hatte, und strich behutsam mit den Fingerspitzen darüber hin. „Gewiß ein Stoffrest — vielleicht von einem Frühjahrskleide. Wer mag es wohl tragen?" Ihre Stimme klang sehnsüchtig. Der Mann, der am Tische saß und vor sich hingestarrt hatte, hob den Kopf. „Mußt nicht den Mut verlieren, Erna", sagte er, aber es war keine Hoffnung in seinen Worten. „Ich würde dir ja so gern jeden Wunsch erfüllen; ich tue doch, was ich kann, um Arbeit zu bekommen, aber du siehst doch: es ist alles umsonst!"

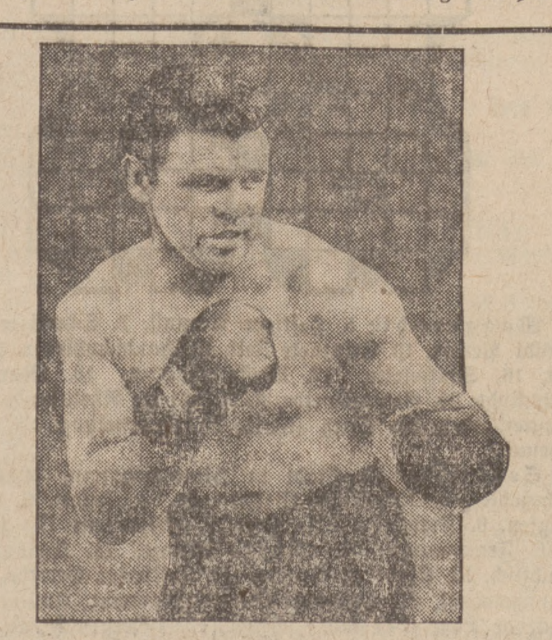
„Schon zwei Jahre!" Die junge Frau biß die Zähne zusammen, um nicht aufzuschluchzen, und zerdrückte erregt den zarten Stoffstreifen. „Soll es denn nie anders werden?" Dann aber, nach einem Blick auf den Mann, der gequält und ratlos die Achseln zuckte, nahm sie sich gewaltsam zusammen. „Schluß!", und sie zog mit der Hand einen Strich durch die Luft: „man darf sich nicht unterkriegen lassen. Wenn ich mein altes Kleid noch einmal ändere... Da ist nur das dumme Lesezeichen dran schuld!" Und entschlossen legte sie es in ein anderes Buch, das sie aufs Bücherbrett stellte.

So kam das helle, geblümte Lesezeichen aus dem kleinen, ein wenig sentimentalen Liebesroman in ein ernstes wissenschaftliches Werk, in das es gar nicht hineinzupassen schien. Es dauerte einige Zeit, bis das Buch geöffnet wurde, und der Student, der darin las, legte das Lesezeichen zuerst achtlos beiseite. Er war arm und arbeitete verbissen auch die Ferien hindurch, um sein Studium so schnell wie möglich zu beenden. Heute jedoch kam er nicht vorwärts. Draußen schien die Sonne; durch das offene Fenster sah er, wie ein Flugzeug, einem silbernen Vogel gleich, dem Horizont zustrebte — der Ferne entgegen — und neben dem Buche lag das helle Stückchen Stoff, auf dem kleine, bunte Blumen blühten, die seinen Blick immer wieder von den Lehrsätzen und Formeln, die er sich einprägen mußte, ablenkten. Endlich warf er das Lesezeichen ärgerlich beiseite.

Abends kamen Freunde zu ihm. Man diskutierte heftig — über Politik, das Studium, die Verhältnisse, Verdienstmöglichkeiten, Zukunftsaussichten... Es wurde viel geraucht; in der Pappschachtel aber, die als Aschbecher diente, lag, vorhin achtlos hineingeworfen, das Lesezeichen. Asche fiel darauf und beschmutzte es; ein Zigarettenrest brannte ein rundes, braunumrandetes Loch hinein. Dann, als ein Stück Papier gebraucht wurde, zog einer der jungen Leute das Lesezeichen aus der Schachtel und notierte mit Bleistift eine lange mathematische Formel darauf, um es hinterher achtlos auf den Tisch zu werfen.

Als seine Besucher gegangen waren, stand der Student lange am offenen Fenster und sah in die Nacht hinaus. So viele Fragen brannten in ihm — und er fand keine Antwort; so viele Wünsche — und keine Erfüllung. Eine brennende Sehnsucht, einmal hinauszukönnen, befiel ihn — nur ein paar Tage wandern, Waldluft atmen, sich frei fühlen zu können... Aber woher sollte er das Geld dazu nehmen? Ein Weilchen kämpfte der Student mit sich selbst. Dann hatte er seinen Entschluß gefaßt. Er trat an das Bücherbrett und legte alle die Bücher, die er nicht unbedingt brauchte, heraus. In eins, das eine Widmung von jemandem trug, der ihm einmal sehr nahe gestanden hatte, und von dem er sich am schwersten trennte, legte er das kleine, beschmutzte, zerdrückte Lesezeichen. Tags darauf verkaufte er die Bücher. Er bekam wenig dafür, aber der Erlös reichte, um ihm bei seinen geringen Bedürfnissen eine achttägige Wanderung zu ermöglichen. Am gleichen Nachmittag fuhr er fort. — —

Gestern stand ein junger Mann an einem der Bücherkarren, die in der Nähe der Universität ihren Stand haben. Beim Durchstöbern entdeckte er ein Buch, das er schon seit langem suchte. Glücklich über den Fund kaufte er es. Als er später darin blätterte, fand er auf der ersten Seite eine ausradierte Widmung — die Worte „Geburtstag" und „Deine" waren noch zu erkennen. In der Mitte jedoch lag ein unansehnliches, buntgeblümtes Lesezeichen mit gesäumten Kanten, offenbar aus einem Stoffrest — vielleicht von einem Frühjahrskleide — hergestellt. Der junge Mann hielt es lange in der Hand und geriet darüber ins Träumen — ihm fiel ein, daß auch kleine Dinge ihre Geschichte haben und ihre Erlebnisse, und daß diese Erlebnisse wohl manchmal nicht weniger verworren sind als die unseren — und da er zufällig zu den Menschen gehört, deren Beruf das Erzählen wahrer und erdichteter Geschichten ist, so wird er sich wohl bald hinsetzen und eine kleine Erzählung darüber niederschreiben. Vielleicht nennt er sie gar: „Das Lesezeichen."



Der nächste Gegner Max Schmelings

Mickey Walker wird am 19. September im Madison Square Garden in New York gegen Max Schmeling antreten. Walker folgt in der amerikanischen Rangliste unmittelbar hinter Sharkey, der Schmeling am 22. Juni um seinen Meistertitel brachte.



Der Präsidentschaftskandidat als Wasserballer

Franklin D. Roosevelt, Gouverneur des Staates New York und demokratischer Präsidentschaftskandidat der Vereinigten Staaten, läßt sich als Mitglied einer Wasserball-Mannschaft photographieren — um seine Popularität zu heben. Die Präsidentschaftswahl, für die Republikaner und Demokraten mit großen Energie rüsten, findet im November statt.

Der Flüchtling

Novelle um einen Kater von Henri Barbusse.

Von der Schwelle des großen Eingangstores aus betrachtete die Pförtnerin des städtischen Tierasyls die Sonne, die die Tisonstraße mit einem goldenen Gewölk überstäubte. Ihr Gesicht war farblos, trocken und ohne Belang wie ein amtliches Schriftstück. Taub für die Schreie der Hunde, die an jenem Morgen im Laboratorium Thiercelin, das zur Medizinischen Fakultät gehörte, aber an das Tierasyl angrenzte, verwendet wurden, trat sie in ihre Loge zurück, um den Kater Ronron zu streicheln.

Als Charles Grandu bei einem Eisenbahnunglück auf der Nordlinie ums Leben kam, hatte außergewöhnliche Protektion ihr, der Witwe, Titel und Amt eines Pförtners des hauptstädtischen Tierasyls verliehen. Sie kam ihren durch die mannigfaltigen Verzweigungen der Verwaltung — das Etablissement war zugleich dem Bürgermeisteramt, der Präfektur und der Medizinischen Fakultät angegliedert — und durch den regen Verkehr sehr schwierigen Funktionen mit einem sagenhaften Eifer nach.

Zuerst, als sie sich nach der Hochzeitsreise mit ihrem Gatten in Treport niederließ, hatten sie die enttäuschten Mienen der eingelieferten Hunde gerührt. Sie hatte die Augen geschlossen, wenn die armen Kerle, steif und gleichsam wie ausgestopft, am Donnerstag aus dem Wagen hervorkamen oder auch voller Illusionen an der Leine, die ein Laboratoriumsdiener hielt, zerrten. Die Ohren hatte sie damals zugehalten, wenn das Laboratorium von dem wie Kindergeschrei klingenden Jaulen und dem Gelächter der Studenten widerhallte.

Aber Grandu hatte ihr bewiesen, daß es notwendig wäre, die umherirrenden Tiere, die eine öffentliche Gefahr bedeuten, einzufangen, und daß es im allgemeinen Interesse nicht weniger notwendig wäre, wenn die Aerzte diese Tiere öffneten, um hineinzusehen.

Er hatte ihr erklärt — und er war ein so schöner Mann, daß sie es schließlich verstanden hatte —, daß jene Tiere durchaus keine gewöhnlichen Tiere wären, sondern auf einem Vergehen ertappte Verbrecher, die gegen das Gesetz verstoßen hatten, und im übrigen herrenlose Köter. Und jetzt hatte sie das Mitleid mit diesen zum Tode verurteilten Tieren verlernt. Von ganzem Herzen liebte sie aber ihren Kater Ronron, den sie nicht oft genug streicheln konnte. Als sie wieder in ihre Loge getreten war, beugte sie sich über das blaue Daunenkissen, auf dem er zu schlummern pflegte.

„Ah!" Ihre Hände zuckten zurück.

In dem Daunenkissennest lagen zwei Ronrons! Oder vielmehr, neben Ronron rollte sich noch ein anderer, gleichfalls ganz grauer Kater zusammen, der sein Schatten schien, so dicht schmiegte er sich an ihn.

„Oh murmelte die gute Dame mit starrem Blick und halb offenen, unbeweglichen Lippen, die aussahen wie die Oeffnung einer Sparbüchse.

Weiß Gott, das war nicht schwer zu verstehen: dieses messerscharfe Rückgrat, dieses räudige Negergesicht, dieses schäbige Fell, das abgescheuert war wie ein altes Handschuhleder, ließen einen Flüchtling aus den städtischen Käfigen erkennen.

Sie brummte etwas vor sich hin und machte einen Schritt nach der Ecke, wo der Besen stand.

Just in diesem Augenblick erhob sich Ronron und machte einen riesigen Buckel, und der andere Kater tat desgleichen. Die beiden Schwänze stiegen kerzengerade in die Luft, einer so wie der andere, und sie miauten zur selben Zeit, mit demselben tiefen, übermenschlichen Laut.

Und da kam es, zum erstenmal in ihrem Leben, der Guten zum Bewußtsein, daß, allem Anschein zum Trotz, sämtliche Katzen der Erde sich außerordentlich ähnlich sind. Es gibt zwischen jenen, die immer verwöhnt werden, und jenen, die man zu töten beabsichtigt, keinen solchen Unterschied, wie man glaubt.

Ja, Ronron mochte reich und mit einem schönen Schweif geschmückt sein und mochte Augäpfel funkelnd wie Edelsteine haben, und der andere mochte — trotz seiner Jugend — ein zerzaustes und schadhaftes Fell und einen linienschmalen Schwanz haben —, man verstand dennoch, daß es keinen stichhaltigen Grund gab, den einen mit Liebkosungen zu überhäufen und den anderen zu martern. Ohne es recht zu wollen, stellte man sich alle Katzen als eine Art unbestimmter, aber umfassender, gemeinsamer Familie vor.

Frau Grandu verzog das Gesicht, noch nicht recht mit sich im klaren, was sie eigentlich anwandelte. Als sie aber durch das Fenster im Hofe den Laboratoriumsdiener Quillebeuf bemerkte, der mit heftigen Gebärden herbeilief, ergriff sie entschlossen den kantigen Drückeberger und steckte ihn unter das Daunenkissen. Dann kehrte sie sich der Tür zu — Heldin eines unklaren Instinktes.

Quillebeuf erschien in der Umrahmung. Er war rot und schwang eine Leine.

„Ist er hier?" fragte er hastig.

„Wer?" heuchelte die Pförtnerin.

„Das Katzentier!" schrie der Mann. „Der Kater!"

„Welche Katze?", die Grandu rührte sich nicht.

„Das dreckige Vieh ist hierher gelaufen!" stieß Quillebeuf wütend hervor. „Ein grauer Kater. Sie haben ihn wohl gesehen, wie?"

Außergewöhnlich ruhig wickelte Frau Grandu, die gewissenhafte Beamtin, die noch niemals etwas in Sachen des Dienstes vernachlässigt hatte, nur ein wenig ihre Hände in die Schürze und antwortete:

„Nein." Und zur Bekräftigung schüttelte sie den Kopf und fügte hinzu: „Kein bißchen."

Der Mann machte aus seiner Verwunderung keinen Hehl.

„Komisch, wo ist er denn?" stotterte er. „Er ist mir unter den Händen entglitten, der Bandit. Zum Kuckuck!... Er ist doch hierher gelaufen... Ist ja gar nicht möglich, daß Sie ihn nicht hier gesehen haben! Vielleicht ist er unter einem Möbel und macht sich über uns lustig. Will mal nachsehen, gestatten Sie?"

„Das Tier ist nicht hier, sage ich Ihnen" flötete Frau Grandu. Ordentlich steif machte sie sich, um eine selbstverständliche, glaubhafte Miene zu bewahren. Sie erfüllte eine Heldentat, ihrer Schwierigkeit nach denen jener Frauen vergleichbar, die in grauen Zeiten Verdächtige verbargen und den Häschern mit der Maske vollkommener Ruhe entgegentraten.

„Wenn Sie wollen, treten Sie näher, bitte... Aber es ist nicht der Mühe wert."

Von seiner Idee besessen, trat der Mann ein, streckte den Hals, gab sich einen Ruck, zuckte die Achseln, als er Ronron zur Kugel geballt auf einem Stuhl entdeckte, schnüffelte rechts, schnüffelte links, kniff das Auge ein, musterte das Bett, das blaue Daunenkissen, eine Sekunde, zwei Sekunden... Du lieber Gott, es rührte sich nichts!

Frau Grandu blieb unbeweglich mit ihrem runden Gesicht, das ebenso bleich und leblos war wie das Zifferblatt der Uhr.

Der Mann brummte irgend etwas, während er sich bückte, um unter den Tisch zu gucken. In diesem Augenblick erkannte Frau Grandu plötzlich die Ungeheuerlichkeit dessen, was sie wagte! — und wäre beinahe ohnmächtig geworden. Aber sie raffte sich zusammen, nachdem sie ein bißchen gehüstelt und leicht geschnaubt hatte.

Quillebeuf sagte: „Er ist nicht da." Er machte eine verzweifelte Bewegung, schlug sich mit der Faust an den Kopf und brach in massive Verwünschungen gegen die Tücken des Schicksals aus. Nun würde der Chef ihn wieder als Idioten behandeln, wenn er ihn mit einer „leeren" Leine zurückkehren sah! Er stieß ein unfältiges Wort hervor, bat um Entschuldigung deswegen und zog sich enttäuscht zurück, seinen Rücken, an dem die Falten des Kittels sich bauschten, feige gekrümmt.

Frau Grandu fiel auf einen Stuhl nieder, ihr Mut war zu Ende, sie atmete mühsam und krampfhaft, weil sie zum erstenmal — und wie sehr! — die bindendste und heiligste ihrer Pflichten als Pförtnerin des Tierasyls verletzt hatte.

Nach ein paar Minuten machte sie jedoch entschlossen: „Hm!" und erhob sich.

Sie wendete sich, noch ein bißchen schwankend, als hätte sie starken Wein getrunken, dem Bett zu. Im Spiegel des Schranks sah sie sich nur undeutlich, denn sie hatte trübe Augen wie zur Zeit ihrer Trauer. Sie lüftete das blaue Daunenkissen. Der von Ermüdung, Abenteuern und Entbehrungen gelähmte Kater ließ sich nicht stören. Er konnte einfach nicht mehr, war zu nichts fähig. Er begnügte sich damit, sein durch die Ungerechtigkeit geschändetes kleines Gesicht und seine leidvollen kleinen Augen zu ihr zu erheben.

Frau Grandu berührte ihn mit einer Hand, die sich sanft anfühlte wie der Kater selber, und spürte das Klopfen seines Herzens. Stolz, ein lebendiges Geschöpf mit Haut und Haaren gerettet zu haben, beugte sie sich über das Tier, ohne an die Unannehmlichkeiten zu denken, die ihr drohten, wenn sie den Flüchtling heimlich großzog, und sah ihn an mit mütterlichem Blick: hatte sie ihm nicht das Leben geschenkt....?

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Lina Frender.)

Noch immer Stierkämpfe

Noch immer gibt es in Spanien Stierkämpfe und noch immer glaubt man sie gesehen haben zu müssen.

Um 5 Uhr geht es los, aber um 4 Uhr ist der Platz vor dem „Torro“ schon belebt. Da rücken die wilden Billetthändler an, die genau wissen, daß an der Kasse nichts mehr zu holen ist; da kommen die Kissenverkäufer, die für 15 Centimes (5 Pfg.) ein mit Papier ausgestopftes Kissen verkaufen, weil man doch nicht stundenlang auf dem Stein sitzen kann; da erscheinen die Bonbon-, Fächer- und Programmverkäufer. Dann tauchen die ersten Besucher auf und zugleich füllt sich der Platz mit Neugierigen, die der Ankunft der „Africionades“ (Liebhaber des Stierkampfes) aus besseren Ständen zusehen wollen. Einst hat es zum gesellschaftlichen „Schick“ gehört, so ein Liebhaber des Stierkampfes zu sein und nach Möglichkeit zur Prachtentfaltung beim Stierkampf beizutragen. Heute ist die gute Gesellschaft teils aus der Republik verschwunden, teils hält sie sich den Volksvergnügungen fern, und die Menge der Stierkampfbesucher ist bedeutend prunkloser geworden. Schon vor fünf Uhr ist das ganze Amphitheater voll. Auf der teureren Schattenseite sitzt das bessere Publikum, einige mondäne Frauen und Herren in guter Kleidung. Auf der bedeutend billigeren Sonnenseite, wo es unbehaglich heiß ist und die Sonne direkt in die Augen sticht, sitzt der Mittelstand, Arbeiter in ihren blauen Arbeitskitteln und Leinenschuhen ohne Ledersohle und ihre Frauen in etwas grellen Kleidern. Sie scheinen häufige Zuschauer des Stierkampfes zu sein und fühlen sich hier wie zu Hause. Die Fächer-, Bonbon-, Programm- und Wasserverkäufer winden sich zwischen den Beinen der Zuschauer, steigen über die Bänke und krabbeln unter den Sitzen hindurch. Man sitzt so eng, daß jeder die Knie eines anderen im Rücken spürt. Die Rufe der Verkäufer durchkreuzen das lebhafte Gespräch der Kenner aller Stände, die noch schnell ihre Erwartungen und Befürchtungen zum Ausdruck bringen. Wie bekannt, ist der Stierkampf kein einfaches Abmurksen der Stiere, sondern es gehört sich, daß die Tötung auf eine besondere, ja, künstlerische Art vor sich geht, wobei die Gefahr, der sich die Pikadore, die Bandelleros und die Matadore mit mehr oder weniger Grazie aussetzen, das Vergnügen würzt.

Um 5 Uhr erschallt Musik, und alle Teilnehmer des bevorstehenden Schauspiels ziehen in feierlichem Zuge und in hergebrachter Ordnung durch die Arena. Da sind nun die schön kostümierten Männer, die die Stiere mit roten Tüchern, mit Lanzen und Banderas in Wut und Raserei bringen und der Macht des Toreros übermitteln sollen. Dann sind noch die Pikadore da hoch zu Roß, auf elenden Pferden, auf deren Leben keiner mehr fünf Pfennige setzen würde. Und mitten im Zuge ein Gespann, das bald im wilden Tempo den Stierkadaver durch die Arena schleifen wird.

Ja, alle Teilnehmer des großen Mordspiels ziehen durch die Arena — bis auf die eigentlichen „Feinde“. Die sechs Stiere, die man hier zur größten Freude der Menge vom Leben in den Tod befördern wird, sind noch eingesperrt und verharren im Dunkel. Das Publikum kennt sie noch nicht. Es hat nur gehört oder gelesen, wo sie gezüchtet wurden, wo sie weideten, welches Ausmaß und Gewicht, und vor allen Dingen, welchen „Charakter“ sie haben. Man hofft, es werden die „Richtigen“ sein, solche, die eine recht reizbare wutschäumende Gemütsart haben und sich nicht leicht aus dem Felde schlagen lassen.

Der feierliche Zug ist nun vorüber. Wieder erschallt Musik, und endlich ist das Tier in der Arena. Ein großes, schwarzes, wuchtiges Tier, das beim Lichte stutzt und lossaust. Schön ist das Licht der Welt!

Was nachher kommt, wer hat es nicht schon im Film gesehen? Die Menschen in der Arena entfalten all ihre Grazie und ihre ganze Waghalsigkeit, um das Tier kunstgerecht zu behandeln und nicht dabei auf seine Hörner zu geraten. Die Menschen im Zuschauerraum werden zu Bestien, die die Menschen und das Tier aufeinander hetzen. Die Pferde können keine Grazie und keinen Mut entwickeln. Sie bieten nur das Schauspiel der verreckenden Kreatur, wobei man sagt, daß der Stierkampf vom Fortschritt auch schon berührt sei, denn die Pferde werden durch Lederumhüllungen geschützt, die den aufgeschlitzten Bauch und die heraushängenden Eingeweide etwas weniger sichtbar machen. Die Stiere aber sind letztens offensichtlich etwas degeneriert. Sie haben wenig nationales Temperament; sie sind schlapp und richtige Spaßverderber. Da entweicht so ein Tier, ermattet durch Blutverlust, den Menschen, anstatt sich auf sie zu stürzen. Er will nicht mehr mitmachen. Ein wunder Stier ist sogar bei einem solchen Entweichen an den Kadaver des eben von ihm aufgespießten Pferdes gelangt und legt sich friedlich daneben, um in aller Ruhe zu verrecken. Das war nun eine ganz schlimme Sache. Da standen all die blanken Jungens, bereit, das Tier zu reizen. Da stand der Matador und wartete auf seinen großen Augenblick, und das Tier durchkreuzte nun alle seine Absichten und Pläne. Es mußte einfach erledigt werden, anstatt im ritterlichen Kampfe zu erliegen.

Doch der Groll des Publikums galt nicht nur dem Tier. Die tausendgesichtige Bestie auf den Stufen des Amphitheaters war mit dem Stierkämpfer und seinen Helfershelfern nicht zufrieden. Wütende Rufe, Schmährufe und Pfiffe bewiesen, daß man nicht gewillt war, sich das alles gefallen zu lassen. Kam man denn hierher, um ein Tier friedlich verrecken zu sehen? Das Gruseln des Toreros wollte man spüren und mit ihm zugleich den Sieg des Menschen über das Tier erleben.

„Fahr' in dein Dorf zurück, du Stümper!“ rief man, und das konnte nur diesem blutjungen, grazilen Toreador gelten, denn das große, schwarze Tier hatte bereits ausgespielt, wurde soeben durch die Arena geschleift. Der arme Junge aber, der hier den Beweis seiner Meisterschaft ablegen sollte, der von Triumph, Reichtum, Frauengunst geträumt hatte, ging gesenkten Hauptes aus der Arena. Schimpfworte und Sitzkissen flogen ihm nach, denn er war nicht nur ein Nichtskönner, ein grüner Bengel, ein Schamloser, ein Dieb ihrer Zeit und ihres Geldes; er war auch kein mannbarer Mann, kein Held, kein Spanier.

Gewiß, ich habe am gleichen Tage noch einen Matador gesehen, der sich die Gunst der Menge zu erobern wußte. Er hat nicht nur sein Leben tausendfach gewagt, sondern auch den Stier mit einem „wunderschönen“ Stich erledigt, ritterlich und human. Er ging um die Arena, verneigte sich, lächelte; man winkte ihm zu; weiße Tücher wehten; Kosenamen wurden ihm zugerufen. Sein Stern stieg auf. Und der große schwarze Stier, der ihm zum Ruhm und der Menge zum Genuß verholfen hatte, wurde inzwischen herauskutschiert, nachdem zwei tote Pferde, seine Opfer, schon beseitigt worden waren.

Die Sonne stach, die vielen bunten Fächer bewegten sich erregt, die Menge schwitzte, lobte, tadelte, kaufte sich Waren, um ihren Durst zu stillen, vielleicht auch, um ihre Erregung zu meistern. Ich schaute mich um. Rohe und gutmütige Gesichter zugleich. Das war es also, das spanische Volk? Das gleiche Volk, das den armen und edlen Ritter Don Quichote zu seinem Nationalhelden erhoben hatte?

Ist wirklich der Stierkampf eine rein spanische Angelegenheit? Gönnen wir den Spaniern die Zusicherung, daß die unvergleichliche Grazie der Pikadore, Bandalleros und Matadore echt spanisch ist. Aber der tiere Sinn, das allgemein Menschlich-Unmenschliche der Sache? Es läßt sich nicht leugnen: jedes Volk, auch das nördlichste, hat in seiner Art seinen Stierkampf. In Deutschland scheint er in jüngster Zeit vielfach in die Versammlungssäle und Parlamentsgebäude verlegt zu sein.

Sophie Kramstyk.

Wildpferde in Deutschland

Eines der wertvollsten Naturschutzgebiete Deutschlands, ja Mitteleuropas ist „Das Land der letzten wilden Pferde“. Der Verfasser dieses Aufsatzes war an einem Tage dort, der alle Jahre nur einmal wiederkehrt: dem Tage der wilden Jagd, bei der die einjährigen Hengste aus der hundertfünfzig Tiere starken Herde herausgefangen werden.

Münsterländer Heide. Birkengrün flattert im Wind. In dunklen Kiefern rauscht es geheimnisvoll. Dieses Rauschen wird übertönt vom Kuckucksschrei, der unaufhörlich in den blauen Tag hineinschallt, daß es selbst der Amsel zuviel wird und sie ihren Gesang für kurze Zeit einstellt.

Da taucht plötzlich ein seltsames Bild auf. Mitten in dieser unangetasteten Urlandschaft des Heidebruches steht eine Tierherde. Das Leitpferd hebt den Kopf — und auf und davon rast die ganze Herde. Man wischt sich über die Augen. War es ein Spuck? Noch hat man das Donnern der Hufe im Ohr.

Urtiere sind eben davongeprescht, Wildpferde, deren Vorväter sich über sechshundert Jahre nachweisen lassen. Eckige und kantige Burschen mit langer zottiger Mähne und einem feinen Kopf, aus dem ein paar kluge, klare und helle Augen leuchten.

Aber im Osten, am Waldesrand, vollzieht sich ihr Geschick. Unmerklich wird die Schlinge zugezogen. Nicht einmal die schlaue Leitstute ahnt, daß die Treiber sie nur deshalb in eine kleinere Abteilung der Wildbahn gejagt haben, um sie nachher schneller in die Gewalt zu bekommen. Ein buntbewegtes, überaus farbiges Bild: braun, fuchsig, schwarz, falb, weiß und isabellenfarbig — alles ist vertreten. Putzig, wie die Fohlen mit der Mutter spielen, wie sie schlafen, wie sie saugen.

Aber jetzt hat die Leitstute etwas gewittert. Sie schaut um sich, ein leises Schnauben geht durch die Herde wie ein unwillkürliches Zittern. Diese naturgewohnten Burschen werden nervös, sie ahnen Unheil. Die schlafenden Fohlen werden von der Mutter geweckt, das saftige Gras schmeckt nicht mehr: es droht Gefahr.

Plötzlich beginnt das Kesseltreiben. Die Treiber sind scharf hinter der Herde her, sie schreien und johlen, sie fuchteln mit den Stöcken. „Hott, hü! Hott, hü! Brr!“ Aus der Unruhe wird Angst, die alle Wildheit auslöst. Diese Tiere, die jahraus, jahrein in der Freiheit leben, packt Entsetzen. Der Halbkreis schließt sich immer enger um sie.

Hier offenbart sich der Kampf zwischen Mensch und Tier einmal so, wie er sonst nur in der afrikanischen und amerikanischen Wildnis zu Hause ist. Widerstand bis zum letzten — das haben die Wildpferde ihren Jägern geschworen! Wie die Heide dröhnt vom Gestampf und Geschnaube der Gehetzten. Immer näher kommt die „Falle“. Fohlen müssen zurückbleiben. Klagerufe erfüllen die Luft. Stuten bleiben stehen und kehren um, ihr Kind zu schützen.

Jetzt sieht man die Tiere aus nächster Nähe. Struppig, kraus und zottig flattern die Mähnen. Die Augen funkeln.

Schon hat sich der Ring geschlossen, der Fang beginnt. Die Hengste sind bereits von Stuten und Fohlen getrennt worden. Bei der unbändigen Wildheit ist der Fang für die Häscher nicht leicht. Sie verstehen ihr Handwerk. Und doch haben sie Mühe, das Wild zu erjagen. Der Teufel fährt in die Hengste, wenn sie fühlen, wie sich zwei Menchenarme um ihren Hals schlingen, wenn sie merken, daß sie gehalftert werden sollen. Was sich in den Weg stellt, wird mit den Hufen zerstampft. Der bedrohte Hengst schlägt, beißt und stößt, kopfüber fliegt mancher robuster Fächer in den Sand, man glaubt, alle Knochen im Leibe seien ihm zerbrochen. Schimpfend und fluchend erhebt er sich wieder, wischt sich das Blut aus den Schrammen, die er sich bei dem Sturz geholt hat — und der Kampf beginnt von neuem.

Der Förster bezeichnet die Hengste, die gehalftert werden sollen: „Ran an den Dunkelfuchs!“ heißt es dann — und der Fuchs schaut lauernd zur Seite, als ob er den Ruf verstanden hätte. Der Förster hat gut befehlen. Kaum ist der Bauernbursch neben dem Fuchs, als der nach links und rechts ausfeuert und den Burschen in die Magengrube tritt, daß er in die Knie sinkt und das Gesicht verzerrt. Aber schließlich muß der Dunkle doch daran glauben. Wenn der eine Bursche ihn von hinten packt, der andre von der Seite und ein dritter von vorn, dann hilft alles Bäumen und Sträuben, alles Treten und Beißen nichts, und wenn die Hufe noch so turmhoch in die Luft fliegen. Das weiße Halfter sitzt fest: es geht zur Schmiede.

Ein Hengst nach dem anderen muß seinen Widerstand aufgeben. Das Spiel ist aus, der Korral öffnet sich, die Herde wird wieder freigelassen. Hei, wie sie dahinstürmen, der Freiheit entgegen, ins einsame Bruch, ins rauschende Kieferndickicht — sie stürmen, als hätten sie noch immer den Feind im Nacken.

Und so schnell legt sich auch die Angst nicht, die ihnen vor Stunden in die Glieder fuhr. So wild jagt die Schar in die Freiheit zurück, daß auch hier die Fohlen wieder nicht zu folgen vermögen und klagend zurückbleiben. Bis die Stuten ihre Mutterliebe über die panische Angst stellen und zu ihren Kindern zurückkehren. Nun haben sie wieder für ein ganzes Jahr Ruhe vor den Nachstellungen der Menschen.

Und während die Herde davonstiebt und schließlich in einer gewaltigen Staubwolke untergeht, stehen die gefangenen Hengste mit geblähten Nüstern im Korral und schauen sehnsüchtig nach der Richtung, in der die andern verschwunden sind. Für sie beginnt jetzt ein Leben der Fron. Mit dem wilden Jagen und dem ungebundenen Dasein im Bruch ist es aus.

Noch ein paar Klagerufe in der angegebenen Richtung, — dann senken sich die stolzen Köpfe wie in tiefer Trauer.

Die Gefangenen werden versteigert und verlost, und irgendwo in der weiten Welt wird sich ihr Schicksal vollenden — fern von den Steppen ihrer Freiheit.

Hermann Jung.

70 Millionen Hunde?

Die meisten Hunde gibt es in England. — Der beliebte Drahthaarterrier. — Der Araber verachtet den Hund.

Vor 50 Jahren war Schweden das hundereichste Land Europas. Auf elf Menschen kam ein Hund; bei einer Gesamtbevölkerung von über 6 Millionen Menschen waren mehr als 500 000 Hunde vorhanden. In Frankreich kamen damals etwa 17 Einwohner auf einen Hund, in Großbritannien sogar 38. Heute hat England mehr Hunde als irgend ein Land der Welt, die hundereichen Vereinigten Staaten eingeschlossen. Die Hundebevölkerung Englands beläuft sich auf 4 Millionen, Frankreich hat etwa 3 Millionen und Deutschland 2 Millionen. In den Vereinigten Staaten befinden sich 6 Millionen Hunde.

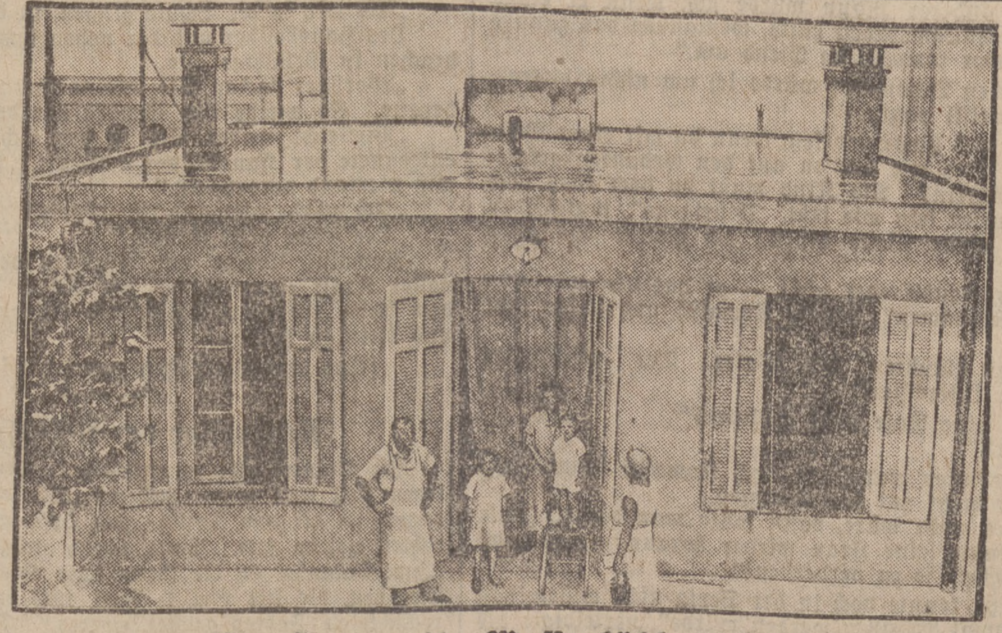
In dem englischen Klub, in dessen Archiv die echten Hunde eingetragen werden, sind täglich zwischen 150 bis 200 Eintragungen zu erledigen. Es gibt in England 600 Klubs und Vereinigungen, die etwa mit Hunden zu tun haben, und Unsummen werden für die Vierfüßler ausgegeben. Im Jahre 1886 fand in London eine erste Hundeausstellung statt, die mit 570 Hunden beschickt war. Heutzutage sind auf diesen Ausstellungen an zehntausend Hunde. Als Futter der ausgestellten Hunde werden zweieinhalb Tonnen Hundekuchen verbraucht.

In England gibt es 90 verschiedene Hunderassen. Man hat dort auch Hunderassen aus anderen Ländern durch Hochzüchtung wieder veredelt; zum Beispiel ist die englische Abart der Bernhardiner zu erwähnen, die jetzt auf allen englischen Ausstellungen gezeigt wird. Die ursprünglich echten Bernhardiner waren nicht halb so groß wie die in England gezüchteten, von denen manche 250 Pfund wiegen, also mehr als halb so viel wie ein ausgewachsener afrikanischer Löwe.

Im ganzen soll es etwa 70 Millionen Hunde in der Welt geben, eine Angabe, die sehr fragwürdig ist, da eine genaue Hundezählung in allen Ländern nicht vorgenommen ist und ihre Durchführung auch fast unmöglich erscheint.

In Deutschland erfreut sich heute der Drahthaarterrier besonderer Beliebtheit. Er ist ebenso wachsam wie hübsch. Einige Konkurrenz macht ihm der braun-schwarze Airdale-Terrier, der anhänglich und klug ist. Er wird allerdings für viele Hundefreunde den Fehler haben, daß er ziemlich groß ist. Dieselbe Eigenschaft tut der Beliebtheit der Bernhardiner einigen Abbruch. In kleineren Räumen ist ein großer Hund lästig.

Die hohen Hundesteuern beeinträchtigen leider die Freude an der Hundehaltung stark, aber man sieht doch unzählige Familien, die lieber an irgendeiner anderen Stelle sparen, als daß sie den Hund abschaffen. Wer sich an seinen Hund gewöhnt hat, mag ihn nicht missen und wird versuchen, mit ihm gemeinsam durchzuhalten. Die Liebe zum Hunde ist ja fast so alt wie die Menschheit, sagt doch schon Zoroaster: „Durch den Verstand des Hundes besteht die Welt.“ Auch bei den alten Griechen waren Hunde hoch angesehen, Sokrates zum Beispiel hatte die Gewohnheit, bei dem Hunde zu schwören. Bei den Arabern ist der Hund verachtet, — das ist aber ein ziemlich vereinzelter Fall in der Geschichte der Völker.



Ein Haus mit „Wasserkühlung“

Der Besitzer dieses Häuschens hat ein Mittel gefunden, um es auch in der größten Hitze in seinem Hause angenehm kühl zu haben: auf dem Dache befindet sich ein Wasserbecken für das ein Flüßchen von den Bergen kaltes Wasser liefert, so daß im Innern des Hauses stets eine erfrischende Kühle herrscht.

Die Hand aus dem Gletscher

Von J. W. Bart.

Der Engländer, der bleiche Mann und ich, wir hatten alle drei Schutz vor dem dröhnenden Berggewitter in der Hütte gesucht und gefunden. Nachdem wir abgekocht hatten, saßen wir bei Kerzenschein um den Tisch herum und rauchten. Das heißt, nur der Engländer und ich. Der bleiche Mann verschmähte den Tabak. Er hatte ekelhafte Spinnenfinger vor sich auf die Tischkante gestützt und starrte geistesabwesend auf einen altmodischen Siegelring, den er am Ringfinger der rechten Hand trug. Das spärliche Gespräch zwischen dem Engländer und mir, das sich um dessen vollbrachte und meine babsichtigte Tour gedreht hatte, war im Begriff, gänzlich zu versickern, als der bleiche Mann plötzlich das Schweigen brach und unvermittelt fragte: „Was halten Sie von Träumen?“

„Je nun...“ antwortete ich ausweichend, und der Engländer hob bloß stumm die Achseln. Ich glaube, wir hatten beide ein unbestimmtes Gefühl der Abneigung gegen den bleichen Mann, der mit seinem wächsernen Gesicht und der muskellosen Gestalt, an der die Alpentracht in lächerlicher Weise schlotterte, gar nicht in den Rahmen der Schutzhütte zu passen schien.

„Meine Herren,“ fuhr der bleiche Mann fort, als er sah, daß wir keine Anstalten trafen, das Gespräch weiterzuspinnen, „meine Herren, sie sind mir Fremde — aber ich muß Sie trotzdem zu Mitwissern einer merkwürdigen und furchtbaren Begebenheit machen. Ich kann die Last nicht mehr allein tragen!“ Hysterisch aufschluchzend barg er den Kopf in seinen häßlichen Händen.

Wir schwiegen weiter, und da erzählte er uns denn seine seltsame Geschichte.

„Als ich den schrecklichen Traum zum erstenmal träumte, war ich zehn Jahre alt. Ich sah mich damals als erwachsenen Mann, wie ich in einer gänzlich fremden wilden Hochgebirgsgegend mir durch ein wüstes Gletscherfeld mühsam einen Weg bahnte. Ich schlug mit dem Pickel Stufen ins Eis, und bei den Bewegungen glänzte an meiner rechten Hand ein Siegelring in der grellen Sonne. Da verlor ich plötzlich den Halt unter meinen Füßen, glitt eine kurze Strecke mit rasender Geschwindigkeit dahin und stürzte in eine Gletscherspalte. Das letzte, was mein Blick von der Sonnenwelt erhaschte, war der Siegelring an meiner haltsuchend ins Leere greifenden Hand, dann umfing mich Dämmerung — und mit einem Schrei schreckte ich aus dem Schlaf empor. Der Traum war um so verwunderlicher, als ich in den weiten Ebenen der Ukraine aufgewachsen bin und niemals auch nur einen bescheidenen Berg, geschweige, denn einen Gletscher gesehen hatte. Das Traumerlebnis übte einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf mein Kindergemüt, und nach zwei Jahren kam es wieder in genau derselben Reihenfolge und mit dem gleichen schrecklichen Abschluß. Von da an träumte ich den Traum häufiger, in unregelmäßigen Abständen. Manchmal verschonte er mich Monate hindurch, und ich begann, ihn zu vergessen, dann wieder jagte er mich angstschweißgebadet mehrere Nächte hintereinander aus dem Schlaf. Er vergiftete meine Kindheit, machte einen menschenscheuen grübelnden Jünaling aus mir, und je älter ich wurde, desto ärger wurde es, bis ich in den letzten zwei Jahren Nacht für Nacht von dem grauenhaften Traum gequält wurde. Und immer war es der Siegelring, auf den mein letzter Blick fiel, bevor ich in der Dämmerung der Gletscherspalte versank.

Ich unterzog mich allen möglichen und unmöglichen Nervenkuren, besuchte eine Reihe von Psychiatern, die den Traum auf irgendein Kindheitserlebnis zurückzuführen sich bemühten — es war alles umsonst. Da begann ich mich für die Bergwelt zu interessieren. Ich lebte als Lehrer noch immer in meinem Geburtsstädtchen in der Ukraine und hatte also keine Gelegenheit, das Hochgebirge in Wirklichkeit kennenzulernen. Aber ich schaffte mir nach und nach eine kleine Biliothek an, die die Geschichte aller berühmten Erstbesteigungen umfaßte, und verschlang in meiner freien Zeit die Schilderung waghalsiger Bergfahrten. So traf ich einmal zufällig auch auf das Buch „Histoire du Mont Blanc“ von Stephen d'Arve, das in einem Kapitel auch die seltsame Tatsache mitteilt, daß die Gletscher ihre Opfer oft nach Jahrzehnten wieder herausgeben. Es wird dort von dem unglücklichen Versuch einer Besteigung des Mont Blanc berichtet, die der Russe Dr. Hamel gemeinsam mit zwei Engländern und sieben Führern unternahm. Eine niedergehende Lawine riß fünf der Führer in eine Gletscherspalte, zwei von ihnen konnten gerettet werden, die übrigen drei stürzten in die Tiefe. Nach einundvierzig Jahren fand man am Fuß des Gletschers die sterblichen Ueberreste der Verunglückten, durch das Eis konserviert und frisch, als wenn sie erst seit gestern hier gelegen hätten. Dieser Bericht versetzte mich in unerklärliche Unruhe. Es packte mich wie ein Fieber, ich wanderte verzweifelt umher, tagelang, wochenlang, dann hielt ich es nicht mehr aus. Ich mußte in die Berge! Ich erwirkte bei meiner vorgesetzten Behörde einen Krankheitsurlaub, erhob die bescheidene Summe, die mir meine Eltern als Erbe hinterlassen hatten, und reiste fort, in die Berge, hierher. In den ersten Tagen irrte ich plan- und ziellos bergauf und bergab, von einer geheimnisvollen Macht getrieben, bis mich das Schicksal heute auf den Gletscher führte, und es war furchtbar — furchtbar!“

Er hielt in seiner Erzählung inne und bedeckte stöhnend die Augen. Ich muß gestehen, daß mich der Mann in höchstem Maße interessierte, und auch der Engländer beugte sich weit vor und sah ihn erwartungsvoll an. Seine Pfeife war ausgegangen, und er merkte es nicht einmal.

Nach einigen Minuten hatte sich der bleiche Mann gesammelt und erzählte weiter: „Ich wollte heute auf den Gipfel, ungeübt, unerfahren wie ich als Bewohner der Ebene bin, das heißt, ich wollte nicht, ich mußte, mein Schicksal trieb mich. Wie ein Nachtwandler machte ich mich auf den Weg, mangelhaft ausgerüstet, ohne Führer. Als ich nach stundenlanger, mühevoller Wanderung dorthin kam, wo der große Eisstrom die Moräne vor sich herschiebt, ließ ich mich erschöpft nieder, um ein wenig zu rasten. Und wie ich so saß und müde und traurig in die trostlose Verwüstung am Fuße des Gletschers starrte, da — da — streckte sich wenige Schritte vor mir eine Menschenhand aus dem Eis sehnsüchtig dem Licht entgegen — und — an ihrem Finger glänzte ein großer goldener Siegelring. Wie hypnotisiert taumelte ich auf die Hand zu und ergriff sie. Sie war kalt, aber weich und biegsam. Ich zog ihr den Ring vom Finger und steckte ihn an meine rechte Hand. Stumpfsinnig saß ich da und sah auf den altmodischen Siegelring. Und plötzlich erkannte ich meine Traumlandschaft, und mir ging der Sinn des Ganzen auf, und ich wußte meinen Traum, meinen schrecklichen Traum, der mich mein ganzes Leben verfolgt hatte, zu deuten. Der Tote, der da aus dem Eis heraus mir die Hand reichte, war ich selbst — ich — der ich einmal in einem früheren Leben hier elend umgekommen war — der Ring gehörte mir — mir — und der Gletscher spie mich hier aus, mich selbst zu meinen Füßen! Und das hier ist der Siegelring — der Siegelring — hahaha!“

Mit einem gräßlichen Gelächter endete der bleiche Mann seine Erzählung. Ich stand auf und holte mir einen Schluck aus der Feldflasche. Mir war übel. Auch den Engländer hatte seine kühle Zurückhaltung verlassen. Er schlug sich ein paarmal aufgeregt auf den Schenkel, stand auf und trat vor den unheimlichen Gast.

„Mann“, redete er ihn an, „ich muß Ihren Ring haben! Verlangen Sie, was Sie wollen, aber ich muß ihn haben!“ und hastig zückte er seine Brieftasche.

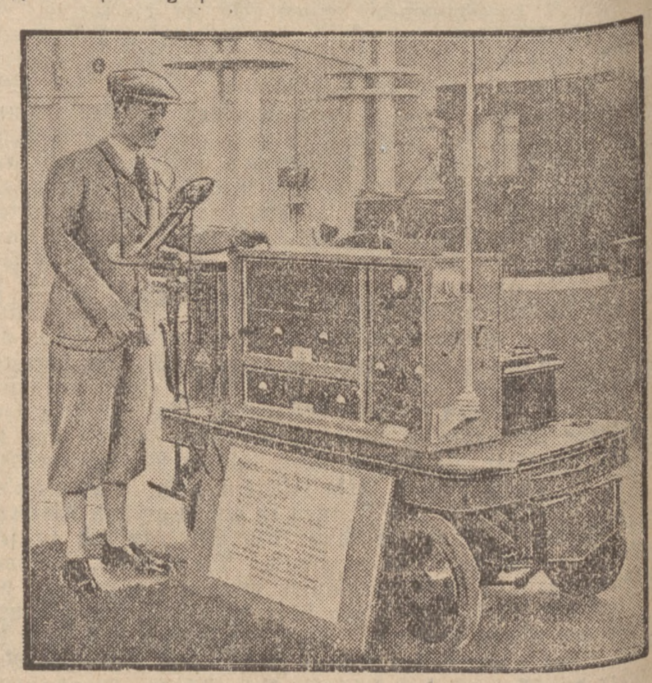
„Sie wollen den Ring haben?“ fragte der Bleiche mit irrem Gelächter. „Aber ja — da nehmen Sie ihn, geben Sie mir dafür, was Sie wollen! Da haben Sie ihn!“ Er riß den Ring vom Finger, warf ihn auf den Tisch und stopfte die große Banknote, die ihm der Engländer entgegenhielt, in die Tasche. Sodann stolperte er zu dem Lager in der Ecke, warf sich darauf nieder, und nach kurzer Zeit war er eingeschlafen.

Der Engländer und ich saßen noch lange am Tisch. Ich versuchte, durch Zeichen auszudrücken, daß ich den bleichen Mann für einen Wahnsinnigen hielt. Aber der Brite schüttelte den Kopf und betrachtete liebevoll den Siegelring, und seine Augen leuchteten in Sammlerstolz. — — —

Der Zufall führte mich eine Woche später in ein Schweizer Berghotel. Vom hellen Mondenschein angelockt, ging ich, als ich mein Zimmer aufsuchte, noch etwas ins Freie. In einer Ecke der Terrasse saß eine verspätete kleine Gesellschaft, aus der mir eine merkwürdig bekannte Stimme entgegenschallte. Langsam schlenderte ich im Schatten heran und erblickte zu meinem maßlosen Erstaunen den bleichen Mann aus der Schutzhütte, wie er zu den atemlos lauschenden Leuten soeben die Worte sprach:,... und der Gletscher spie mich hier aus — mich selbst zu meinen Füßen! Und das hier ist der Siegelring — der Siegelring — hahaha!“

Diesmal war es eine Amerikanerin, die den garantiert echten, hundertprozentigen Geisterring von der Totenhand aus dem Gletscher erstand.

Ich aber beugte mich staunend vor der Größe menschlichen Erfindergeistes.



Ein fahrbarer Radio-Sender

der Reichspost wird gegenwärtig auf der Großen Berliner Funkausstellung gezeigt. Die Sendeapparatur ist auf einem Elektrowagen aufgebaut und soll besonders bei Reportagen Verwendung finden.

Der Schulkamerad des Ministers

Von Wlodzimierz Perzynski.

Ein Schulkamerad Kowalskis war Minister geworden. Ein Jahr hatten sie in der Sexta nebeneinander auf einer Bank gesessen und einmal hatte Kowalski den Minister furchtbar verprügelt. Das war übrigens der einzige Triumph in seinem Leben gewesen. Nachher erlitt er nur lauter Niederlagen, von der Versetzungsprüfung in die Quinta angefangen, bei der er durchfiel, und vom künftigen Minister überholt wurde.

Die Nachricht von der Ernennung regte Kowalski auf.

„Also solche Leute kommen hoch“, knurrte er erbittert und zuckte die Achseln.

Seit seiner Sextanerzeit hatte er zu seinem Schulkameraden keine Beziehungen mehr gehabt und ihn bald ganz aus den Augen verloren, aber ihm war der Eindruck, der Jahre überdauerte, geblieben, daß jener ein stumpfer, unintelligenter und noch dazu höchst ungefälliger Bursche war. Es war zwischen ihnen zur Rauferei gekommen, weil der andere ihm nicht hatte vorsagen wollen.

Kowalski hatte kein Glück im Leben. Die Schule beendete er nicht und schlug sich in Privatstellungen als bescheidener Angestellter durch. Er hatte eine unleidliche Frau und drei kränkliche Kinder. Der ständige Kampf mit der Not des Lebens hatte ihn müde gemacht und früh altern lassen. Der Minister aber sah glänzend aus. Niemand hätte ihm dem Aussehen nach mehr als einige Dreißig gegeben. Alle Zeitungen brachten natürlich sein Bild, und Kowalski betrachtete gereizt das energische und gesunde Gesicht, in dem er trotz der Veränderungen, die die Jahre gebracht hatten, seinen früheren Schulkameraden sehr gut wiedererkannte.

„So ein Hornochse ist Minister gewoden. Jetzt wird er sich aber die Taschen füllen“, wiederholte er mechanisch immer wieder, und ein immer größerer, blinder Haß gegen den Minister erfaßte ihn. Zu Hause fing er beim Mittagessen plötzlich an, mit nervöser Gereiztheit zu erzählen, wie er ihn einst verprügelt habe.

„Er bekam von mir so eins in die Fratze, daß seine Nase blutete!“

Die Kinder sahen den Vater erstaunt mit großen Augen an, bei seiner Frau aber fand die Erinnerung an diese Heldentat keine Anerkennung.

„Du hast ja in allem Glück gehabt“, erwiderte sie bissig. „Das wird er dir sicher nicht vergessen haben.“

„Na, und was weiter?“

„Nun, ein anderer Mann würde sich, wenn er einen Minister zum Schulkameraden hätte, wenigstens das zunutze machen. Wir aber kommen im Elend um.“

„Einen solchen Dummkopf würde ich um nichts bitten“, entgegnete Kowalski patzig.

„Er würde dich hinauswerfen, wenn du mit einer Bitte zu ihm kämst. Und wie bist du auf den Gedanken gekommen, dich zu prügeln? Als Kind mußt du doch eben solch ein Trottel gewesen sein wie jetzt. Uebrigens“, fügte Frau Kowalski nach einer Weile hinzu, „ich glaube das alles nicht.“

„Ob du es glaubst oder nicht — er hat von mir eins in die Fratze bekommen“, höhnte Kowalski und lachte laut auf.

Die Kinder glaubten dem Vater. Der achtjährige Kasimir fragte interessiert:

„Und hat seine Nase stark geblutet?“

„Sehr stark.“

Das Nasenbluten war Lüge, doch Kowalski konnte jetzt die Sache nicht mehr gut zurücknehmen.

„Wenn das wahr wäre, dann sollte man dir die Nase verbläuen“, platzte seine Frau wieder heraus. „Sich eine solche Bekanntschaft so zu verderben!“

„Aber Papa konnte doch in der Sexta nicht wissen, daß der andere einmal Minister werden würde“, verteidigte die kleine Josephine ihren Vater.

„Aber Papa war immer blöd!“

„Du solltest doch in Gegenwart der Kinder keinen Krach machen“, brummte Kowalski.

Er schwieg und sprach kein Wort mehr, bis das Essen zu Ende war.

Eine dumpfe Empörung über das Leben ergriff ihn. Warum hat der eine Glück und der andere nicht? War er etwa weniger wert als so ein Minister? Er fing an, im Geiste sich alle von seinem Willen unabhängigen Mißerfolge im Leben zu überlegen, grub sie mit sadistischer Wollust aus dem Gedächtnis aus und stellte stets fest, daß er seit seiner Kindheit vom Unglück verfolgt worden war. Das versetzte ihn in eine solche Nervosität, daß, als er sich nach dem Essen auf dem Sofa zum gewohnten Nachmittagsschläfchen ausstreckte, er keine fünf Minuten liegen konnte. Außer dem seelischen Schmerz reizten ihn die Hitze, der üble Geruch und der Lärm auf dem Hof, er hätte laut aufschreien mögen.

Gegen fünf Uhr mußte er ausgehen. Er wollte im Cafee einen Bekannten treffen, um ihn zu bitten, ihm Geld zu leihen. Am nächsten Tage mußte er einen Wechsel bezahlen und es fehlten ihm dazu fünfzig Zloty. Auf seinen Bekannten im Kaffeehaus setzte er seine ganze Hoffnung. Er war Hausbesitzer, ein anständiger und gutmütiger Mann, der gewöhnlich bereit war, ihm Geld zu leihen. Doch das Unglück wollte, daß er nicht allein war. Kowalski mußte den richtigen Augenblick abpassen. Er fing an, die sensationelle Geschichte vom Minister zu erzählen, der sein Schulkamerad gewesen war.

„Na, sehr schön“, erwiderte der Hausbesitzer. „Sie sollten zu ihm gehen. Wer weiß, ob er nicht etwas für Sie tun würde. Für alte Schulkameraden hat man immer etwas übrig.“

Kowalski wurde rot. Seit einigen Stunden haßte er den Minister so sehr, daß der bloße Gedanke, er könne sich mit einer Bitte an ihn wenden, ihm als die größte Demütigung erschien. Sich an einen solchen Schurken wenden, dem es im Leben so gut gegangen war. Nein! Und selbst, wenn er verhungern sollte — nein! Er lachte laut auf.

„Der würde nichts für mich tun!“

„Warum nicht?“

„Weil er von mir eins in die Fratze bekommen hat.“

„Von Ihnen?“

In den ehrlichen Augen des Hausbesitzers blitzte es schelmisch auf. Es kam ihm offenbar komisch vor, daß Kowalski jemand verhauen konnte. Das machte Kowalski wütend. Für einen Trottel also hielten sie ihn alle.

„Jawohl, von mir“, wiederholte er herausfordernd.

„Wann denn?“

„Als wir in die Schule gingen, in der Sexta!“

Der Hausbesitzer und der neben ihm sitzende ältere Herr brachen in Gelächter aus.

„Worüber lachen Sie, meine Herren?“ stieß Kowalski heraus. Es wurde ihm schwarz vor den Augen.

„Vielleicht waren Sie in der Schule so kampflustig“, entgegnete der Hausbesitzer amüsiert, „jetzt würden Sie gewiß niemand verprügeln.“

„Ich würde niemand verprügeln?“

„Sie sehen nicht so aus.“

Kowalski sprang auf, versetzte dem Hausbesitzer aus voller Kraft einen Schlag ins Gesicht und begann die auf dem Tisch stehenden Gläser mit Klirren und Krachen kurz und klein zu schlagen.

(Aus dem Polnischen von Dr. Wilhelm Christiani.)

Denkmäler der Ueberfahrenen

In Neuyork gibt es verschiedene Denkmäler der Ueberfahrenen (soll man sagen: moderne „Marterln“?), die zur Erinnerung an die dem Verkehr zum Opfer gefallenen Personen errichtet worden sind. Eines davon trägt z. B. die Inschrift: „Zum Andenken an die (dann folgt eine auswechselbare Zahl) Menschen, die seit dem 1. Juni 1926 in Neuyork City durch rücksichtslose Fahrer getötet wurden.“ Diese Denkmäler sollen erzieherisch auf die Kraftwagenfahrer einwirken und eine Mahnung gegen die rücksichtslose Raserei in verkehrsreichen Gegenden sein. Ob sie wirklich helfen? Bis jetzt ist die Zahl der Unfälle noch immer außerordentlich hoch.

Pleß und Umgebung

Einschreibung der im Jahre 1914 Geborenen. Wie wir wiederholt bekannt gaben, müssen sich im Laufe des Monats September alle im Jahre 1914 geborenen männlichen Personen im Militärbüro des Magistrates zur Eintragung in die Stammrolle melden. Die Meldungen müssen während der Dienststunden, d. i. von 8 bis 12 Uhr erfolgen. Wer die Anmeldung versäumt, setzt sich schwerer Bestrafung aus.

Am 31. August läuft die Frist ab. Für alle Verkehrskarteninhaber mit den Anfangsbuchstaben F und G läuft am 31. d. Mts. die Frist zur Einreichung der Verkehrskarten zur Erneuerung für das Jahr 1932 ab. Wer die Frist versäumt, läuft Gefahr der Gültigkeit der Verkehrskarte am 31. Dezember d. Js. verlustig zu geben.

Grasverpachtung. Am Dienstag, den 30. d. Mts., vormittags 11 Uhr, wird am Fürstenplatz die Grasnutzung durch den Magistrat verpachtet.

Alt-Berun. Am Sonntag, den 28. d. Mts., feiert die Pfarrgemeinde Alt-Berun ihr Ablaßfest.

In der Fortsetzung unseres Romans „Der Sprecher Markgraf“ ist uns eine arge Verwechslung geschehen. Wir bitten die geschätzten Leser um Entschuldigung.

Die Redaktion.

Gottesdienstordnung:

Katholische Pfarrkirche Pleß.

Sonntag, den 28. August.

6½ Uhr: stille heilige Messe.
7½ Uhr: polnisches Amt mit Segen und polnische Predigt.
9 Uhr: deutsche Predigt und Amt mit Segen für Marie Grolik.
10½ Uhr: polnische Predigt und Amt mit Segen.

Evangelische Gemeinde Pleß.

Sonntag, den 28. August.

8 Uhr: deutscher Gottesdienst.
9,15 Uhr: polnische Abendmahlsfeier.
10,15 Uhr: polnischer Hauptgottesdienst.

Rückblick auf das Jahr 1832

Die folgenden Aufzeichnungen sind einer Chronik, die der Fürstlich Anhalt-Köthen-Plessische Kammerrat Schöffer im Jahre 1825 begann, entnommen. Es sind darin so viel interessante geschichtliche und kulturhistorische Momente enthalten, die nach einem Ablauf von 100 Jahren den Leser nicht nur kurzweilig beschäftigen werden. Im Ganzen genommen, ist diese Chronik eine wertvolle Ergänzung des schon vorhandenen Materials — das noch einer geschlossenen Sammlung bedarf — aus welchem wir für unser Blatt jeweilig schöpfen wollen. (Anm. d. Red.)

Die Geschehnisse des Jahres 1832 leitet der Chronist mit der Meldung ein, daß die übliche

Neujahrs-Gratulation

beim Fürsten Ludwig Anhalt-Köthen-Pleß unterblieben ist, da der Fürst nach Tichau gereist war. Bezeichnenderweise nimmt der fürstliche Chronist auch von einem Ereignis aus dem Plesser Bürgerstande Kenntnis, indem er registriert, daß am 1. Januar der Plesser Konditor Kühn an der Wassersucht gestorben ist. Am 15. Januar geriet, wahrscheinlich durch

Brandstiftung

die Scheune des Bürgermeisters Zellner hinter der Hedwigskirche in Brand und da in derselben 2 Fäßchen Pulver lagen, welche der hiesigen Eskadron gehörten, gab es eine kleine Explosion, die aber ohne Schaden ablief. Gleichzeitig hielt im Schießhaus eine Bürgergesellschaft ein Picknick ab, die das Feuer und die Detonation sehr in Schrecken versetzte, jedoch das Vergnügen nicht störte.

Der Schwager des Fürsten Ludwig

Graf Hochberg

war am 1. Januar zum Besuch nach Pleß gekommen und reiste am 24. Januar wieder ab. Das war der Vater des ersten Grundherren von Pleß aus der Hochbergschen Familie. Ein wichtiges personelles Ereignis fällt auch noch in dieses Jahr. Der Sohn des Plesser Kammerrates Mühler wird zum preußischen Justizminister ernannt. Dieser wieder ist der Vater des späteren preußischen Kultusministers von Mühler, der im ersten Bismarckschen Kabinett saß und der die heutige Frickesche Weinstube dadurch berühmt gemacht hat, daß in diesem Raume zum ersten Male das Lied „Grad' aus dem Wirtshaus komm' ich heraus“ gesungen wurde. — Mit warmen persönlichem Interesse nimmt der Chronist von dem Ableben des Kammerassessors Wilhelm von Dreski, dem Erbauer des Schlosses Ludwigswunsch und der Alten Fasanerie Kenntnis. „Obgleich sein Körper“, so schreibt er, „klein und gebrechlich, sein Aussehen krankhaft und besonders um die letzten Lebensjahre, seine Verhältnisse nicht die besten und angenehmsten waren, so drückte dies doch seinen Geist nicht in dem Maße nieder, daß darunter sein guter Humor in Gesellschaft gelitten hätte. Mit vielen Witzen und einer ganz eigenen Gabe der Erzählung wußte er die simpelste Geschichte vorzutragen und in seiner Nähe war die Fröhlichkeit zu Haus.“

Unter den Toten dieses Jahres wird auch der Superintendent Bartelmus, der am 14. Juli, 72jährig starb, vermeldet. Er wurde am 17. Juli mit Begleitung einer ungeheuren Menge Menschen aus der Stadt und den umliegenden Dörfern, welche den Verstorbenen als ihren Lehrer und Vater bei seiner 34jährigen hiesigen Amtsführung ehrten, hochachteten und liebten, begraben. „Nicht leicht wird man auch einen Mann finden, der von so tiefer und umfassender Gelehrsamkeit und wissenschaftlicher Bildung so viel Güte des Herzens verband und nicht leicht wird es jemanden geben, der in seinem näheren Umgange, ohne von seiner lehrreichen Mitteilungsgabe Nutzen gezogen und durch sein heiteres harmloses Gespräch sich aufgemuntert und zum Guten aufs neue gestärkt zu haben. Im höchsten Grade aufgeklärt und immer mit der Zeit fortschreitend war ihm jeder Rückfall und besonders der so sehr umher spuckende Mystizismus ein Greuel;; eben so über die Form erhaben, wollte er stets nur die Lehre Christi rein und ohne Verfälschung und dem gesunden Menschenverstande angemessen lehren. Daß er bei dieser Denkungsart manchen Widerspruch erfuhr, liegt in der Sache. Das Gute, was er jedoch gewirkt, wird fortleben und dereinst, wenn seine Asche längst in Staub zerfallen sein wird, herrliche Früchte tragen.“ Man kann sich von einem solchen Nachruf heutigen Tages mit dem Empfinden trennen, daß die Persönlichkeit, die so viel Ehrendes nachgesagt zu werden verdiente und die Person, die solches schrieb, ungleich höher in Herzensbildung standen, als man es heut gewohnt ist. Warum auch nimmt man es anheimelnd zur Kenntnis, wenn in der Chronik auch von dem Tode eines schlichten Menschen, wie des Schloßbräuers Anton Peikert mit folgenden Worten gedacht wird: „Er war ein guter und geschickter Mann, der, wenn alle erforderlichen Requisita vorhanden waren, schönes Bier braute.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein ehemaliger Gerichtsbeamter vor Gericht

Im Jahre 1928 kam ein gewisser Richard Nowak, der bei der Staatsanwaltschaft in Pommerellen beschäftigt und entlassen wurde, nach Oberschlesien und eröffnete in Schwientochlowitz an der ulica Bytomska 17 eine Kanzlei. Durch Zeitungsinserate suchte er einen Mitarbeiter mit vollendeter Rechtswissenschaft. Es meldete sich darauf hin ein Dr. Grzesinski aus Krakau und mit dem N. auf schriftlichem Wege einen einjährigen Kontakt abschloß. Nunmehr führte N. das eingerichtete Rechtsbüro unter der Firma Dr. Grzesinski u. Nowak. Nachdem die Reklametrommel tüchtig gerührt wurde, fanden sich bald Klienten ein. N. ließ sich von diesen höhere Honorare zahlen, als die Gebühren bei gerichtlich bestätigten Advokaten betrugen, und obwohl seine Arbeiten keinen Erfolg hatten und von der Behörde nicht anerkannt wurden. Dadurch kam der Betrug ans Tageslicht. Er wurde deshalb vor die Königshütter Strafkammer gestellt. Als Hauptzeuge wurde Dr. G. aus Krakau vernommen. Er sagte u. a. aus, daß sich N. ihm gegenüber als ehemaliger Unterstaatsanwalt ausgegeben hat und er nur auf schriftlichem Wege in die Interessengemeinschaft eingetreten ist. Erst als einige Zahlungsbefehle an ihn gelangten, traute er der Angelegenheit nicht und schied aus dem Unternehmen aus. Als er mehrfach seinen Besuch in Oberschlesien ankündigte, verstand es N., ihn immer wieder davon abzuhalten. Nach der Zeugenvernehmung wurden in vier Fällen Bürger aus Schwientochlowitz und Königshütte um Beträge von 80—1300 Zloty geschädigt. Obwohl der Angeklagte seine Schuld nicht eingestanden hat, galt er des Betruges für überführt und erhielt eine Gefängnisstrafe von 6 Monaten unter Bewilligung einer Bewährungsfrist, weil er bisher noch unbescholten ist.

Aus der Wojewodschaft Schlesien

Tätigkeitsbericht des schlesischen Kontrollamtes

Das schlesische Kontrollamt, welches im Wojewodschaftsamtsgebäude auf der ul. Jagiellonska in Kattowitz untergebracht ist, weist 3 Abteilungen auf und zwar: Dzial Zywnosciowy (Abteilung für Lebensmittel), Dzial Lydrologiczny (Abteilung für Wasserbelieferung) und Dzial Toksykologiczny (Abteilung für Fleischpräparate) usw. Im vergangenen Jahre wurden von der Lebensmittelabteilung insgesamt 6 649 Untersuchungen und 841 Beschlagnahmen, von der Wasserzufuhrabteilung 448 Untersuchungen und 155 Beschlagnahmen, sowie von der Fleischpräparateabteilung 112 Untersuchungen und 31 Beschlagnahmen vorgenommen. Das Tätigkeitsfeld des Kontrollamtes erstreckt sich auf die ganze Wojewodschaft Schlesien. Die Einnahmen fließen hauptsächlich aus Geldstrafen zu, die wegen Lebensmittelverfälschung und anderen einschlägigen Vergehen durch Gerichtsbeschluß festgesetzt werden.

Rückkehr von Ferienkindern aus Rabka und Jastrzemb-Zdrój

Das „Rote Kreuz“ gibt bekannt, daß am 30. und 31. August Ferienkinder von den Erholungsstätten Rabka und Jastrzemb-Zdroj zurückkehren und zwar: Am Dienstag, den 30. August d. J. die Kinder aus Katowitz, Knurow, Siemianowitz, Skoczow, Rybnik, Pleß, Lipine, Teschen, Tarnowitz, Nowy-Bytom, Bismarckhütte und Lublinitz, welche vor 4 Wochen im Auftrage des Roten Kreuzes nach der Erholungsstätte Rabka verschickt worden sind und am Mittwoch, den 31. August die Kinder aus Chorzow, Hohenlohehütte, Königshütte, Rybnik, Kochlowitz, Bismarckhütte von der Erholungsstätte Jastrzemb-Zdroj. Der erste Rücktransport trifft ein am 30. August, nachmittags um 5,55 Uhr, 3. Klasse und der zweite Transport am 31. August, abends um 7,16 Uhr, 3. Klasse.

Weitere Auswanderertransporte nach den Vereinigten Staaten

Das Emigrantensyndikat gibt zur Kenntnis, daß am 9 September ab Warschau und am 14. September ab Danzig zwei weitere polnische Auswanderertransporte nach den Vereinigten Staaten abgehen. Die Fahrt erfolgt über Gdingen. Die Auswanderer müssen im Besitz eines amerikanischen Visums sein. Entsprechende Auskünfte erteilen außer dem Emigrantensyndikat in Warschau die zuständigen Auswanderer-Fürsorgestellen.

Nach der Erholungsstätte Rabka-Zdrój

Im Auftrage des Roten Kreuzes geht am Mittwoch, den 31. d. Mts. ein weiterer Kindertransport nach der Erholungsstätte Rabka-Zdroj ab. Es handelt sich um Kinder aus Kattowitz, Knurow, Siemianowitz, Skoczow, Rybnik, sowie um solche Kinder, deren Eltern bezw. Erziehungsberechtigte entsprechende Zustellungen erhalten haben. Sammelpunkt ist an dem fraglichen Tage vor dem „Roten Kreuz“ auf der ul. Andrzeja 9 in Kattowitz, und zwar um 9 Uhr vormittags.

Kattowitz und Umgebung

Vereitelter Verkehrsunfall. Auf der Königshütter Chaussee in Kattowitz konnte, durch die Geistesgegenwart eines Autolenkers, ein schwerer Verkehrsunfall verhütet werden. Dort tummelten mehrere Kinder auf der Chaussee und vergnügten sich beim Drachenfliegen. Plötzlich sauste ein Personenauto heran. Der Kraftwagen wurde jedoch rechtzeitig zum Stehen gebracht, so daß lediglich einer der Jungen leichtere Verletzungen erlitt.

Reiche Beute. In das Magazin des Auktionators Bronislaw Zuber in Kattowitz, ulica Jagiellonska 14, wurde ein Einbruch verübt und von den Dieben folgendes gestohlen: 20 Ballen zu je 3 Metern Anzugstoff in verschiedenen Farben, 10 Ballen Mantelstoff zu 9 und 15 Metern, gleichfalls in verschiedenen Farben. Der Wert beträgt 3000 Zloty. Außerdem eigneten sich die Einbrecher eine silberne Uhr an, die neben der Zeitangabe auch die Kalenderzeit angab, dann ein Paar goldene Ohrgehänge mit grünen Steinen, 2 Dutzend Damenstrümpfe, eine braune und schwarze Aktentasche. Vor Ankauf der Wertsachen wird gewarnt.

Gaunertrick mit Reklame-Dollarscheinen. Ein arges Mißgeschick begegnete dem Franz Placek aus Zalenze, der von der Kleophasgrube seine Invalidenrente in Höhe von 40 Zloty abgehoben hatte. Auf der Straße wurde er von einem unbekannten Manne auf zwei am Boden liegende Dollarnoten aufmerksam gemacht, die Placek aufhob. Der Unbekannte ersuchte den Placek, sich mit ihm an eine abgelegene Stelle zu begeben, um den Fund zu teilen. Dort gesellte sich ein zweiter Täter hinzu, der angab, Geld verloren zu haben. Placek wies darauf hin, daß er lediglich 40 Zl. besäße. Dieses Geld entriß ihm der angebliche Verlierer und flüchtete eiligst. Der erste Unbekannte steckte dem verblüfften Placek schnell die Dollarnoten zu, womit sich Placek schließlich zufrieden gab. Es stellte sich aber bald heraus, daß er einem argen Trick zum Opfer gefallen war, da es sich bei näherer Inaugenscheinnahme zeigte, daß es sich um wertlose Reklame-Dollarzettel handelte, die lediglich auf der einen Seite den täuschenden Dollaraufdruck hatten.

Schnapsbrenner vor dem Richter. Einige Aufständische aus der Ortschaft Gorzyce beschlossen, den Nationalfeiertag am 3. Mai recht fröhlich zu feiern. Sie verfielen auf den Gedanken, ein berauschendes Getränk selbst zu brauen. Ein Mann beschaffte einen alten Branntweinapparat, der seit längerer Zeit in einer Scheune gelegen hatte. Ein zweiter Aufständischer reparierte den Apparat, worauf die Brüder Leopold und Rudolf Stainkusz sich daran machten, eine Art Wein zu fabrizieren. Das Getränk, das hergestellt wurde, konnte allerdings wenig als Wein angesehen werden. Es kam, da sich die Leutchen einen tüchtigen Rausch angetrunken hatten, schließlich zu einer Anzeige, wegen Uebertretung der Branntweinvorschriften und zwar wegen unbefugter Herstellung von Branntwein. Die Angelegenheit kam vor dem Kattowitzer Feriengericht zum Austrag. Bei ihrem Verhör verteidigten sich die Beklagten damit, daß sie keinerlei böse Absicht gehabt hätten und tatsächlich der Meinung gewesen sind, leichten Wein, jedoch keinen Branntwein, auf dem fraglichen Apparat herzustellen. Zudem hätten sie auch nicht aus gewinnsüchtigen Motiven gehandelt. Nach Durchführung der Beweisaufnahme, sah sich das Gericht veranlaßt, die Beklagten freizusprechen, da konkrete Schuldbeweise nicht vorlagen und noch nicht einmal feststand, zu welcher Art von alkoholischen Getränken das, von den Beklagten hergestellte Produkt zu zählen war.

Karbowa. (In wilder Schachtanlage verunglückt.) Im Ortsteil Karbowa verunglückte in einer wilden Schachtanlage beim Fördern von Kohle der arbeitslose Walter Weißer aus Kattowitz, der erhebliche Beinverletzungen davontrug. Der Verunglückte wurde nach dem Spital überführt.

Zalenze. (Einbrecher auf dem Sportplatz.) Aus dem Kleiderablegeraum des Sportklubs 06 in Zalenze entwendeten Diebe 10 Paar Tennishosen, 10 Paar Tennisschuhe, 4 weiße Sweater, einige weiße Hemden, sowie ein grünes Tischtuch. Der Schaden beträgt 400 Zloty.

Domb. (Wegen Kindesaussetzung festgenommen.) Die Polizei nahm die 26jährige Emma B., von Beruf Dienstmädchen, wohnhaft in Domb fest. Das Mädchen hatte vor der Eingangspforte des Markiefkastiftes in Bogutschütz ihr uneheliches Kind ausgesetzt.

Königshütte und Umgebung

Warnung vor einem Betrüger! Ein gewisser Theodor Wojtusch, ohne ständigen Wohnsitz spricht in Wohnungen in Köngshütte und Umgegend vor und nimmt Bestellungen für photographische Vergrößerungen entgegen, wobei er sich Anzahlungen geben läßt. Die Bestellscheine werden von ihm mit dem Namen Hoffmann unterzeichnet. Dieses Betrugsmanöver gelang ihm in einigen Fällen. Als er sich aber längere Zeit bei seinen Auftraggebern mit den Bildern nicht sehen ließ, sprachen die Geschädigten bei dem Photographen Hoffmann an der ulica Gimnazjalna vor, in der Annahme, daß er der Lieferant der Vergrößerungen sei. Sie mußten aber erfahren, daß H. überhaupt keinen Agenten beschäftigt. Inzwischen gelang es der Polizei den Betrüger zu ermitteln und seinen richtigen Namen festzustellen.

Die verlorene Quittung ausgenutzt. Der Paul K. von der ulica 3-go maja 31 hinterlegte im städtischen Pfandleihamt Gegenstände im Werte von 120 Zloty und erhielt eine Quittung. Er hatte diese verloren und anstatt den Verlust sofort der Verwaltung des Leihamtes zu melden, ließ er drei Tage vergehen. Als er nachträglich die Gegenstände auskaufen wollte, mußte er feststellen, daß jemand die gefundene Quittung für die hinterlegten Gegenstände gegen einen Betrag von 10 Zloty abgehoben hat.

Diebische Zechfreunde. Ein gewisser Johann Wrobel aus Piekar besuchte anläßlich eines Aufenthaltes in Königshütte die Gastwirtschaft „Cristal“ und lernte dort die Königshütter Franz R. und Wilhelm G. kennen. Nachdem er einige Zeit mit ihnen gezecht hatte, stellte er aus der Rocktasche das Fehlen von 50 Zloty fest. Sofort richtete sich der Verdacht auf die beiden. Eine vorgenommene Untersuchung durch einen Polizeibeamten brachte das gestohlene Geld ans Tageslicht.

Sachbeschädigung. Ein gewisser Franz G. von der ulica Katowicka, beschädigte im angeheiterten Zustande die Postschilder und den Fahrplan der Autobusgesellschaft. Die Polizei schritt ein und verhinderte weitere Ausschreitungen.

Einbruch in die Suppenküche. Durch gewaltsames Entfernen der Fenstergitter verschafften sich Unbekannte Eingang in die Räume der Suppenküche an der ulica Bytomska und entwendeten zum Schaden der Stadtverwaltung aus einer Kassette einen Betrag von 25 Zloty. Lebensmittelvorräte ließen die Täter unberührt.

Myslowitz und Umgebung

Dreiköpfige Einbrecherbande festgenommen. Einer polizeilichen Nachtpatrouille gelang es, in der Kolonie Piaski eine dreiköpfige Einbrecherbande festzunehmen. Es handelt sich um die bekannten Einbrecher Boleslaus Witaszek, Czeslaus Mitas und das Mädchen Stanislawa Nocon. Die Verhafteten waren gerade dabei, nach einer neuen Einbruchsstelle aufzubrechen, denn man fand bei ihnen Einbrecherwerkzeug und Taschenlampen. Die dreiköpfige Bande wurde unter starker Bewachung nach dem Gerichtsgefängnis geschafft. Man glaubt, daß eine Reihe in der letzten Zeit vorgekommener Einbrüche auf ihr Konto zu schreiben ist.

Eine Lehre für schlechte Schwimmer. Folgender Vorfall, der sich im Myslowitzer Stadion abspielte und glücklicherweise ohne allzu schlimme Folgen blieb, möge allen leichtsinnigen Schwimmern zur Warnung dienen: Junge Burschen waren gerade dabei, vom Springturm halsbrecherische Absprünge vorzuzeigen, als auch der 13jährige Feller aus Myslowitz einen solchen Versuch unternahm. Er stieß aber mit seinem Kopf so stark gegen das Schwimmbrett, daß er sich die Kopfhaut durchschlug und fast besinnungslos in das Wasser fiel. Man zog ihn aus dem Bassin heraus und eine ärztliche Untersuchung zeigte, daß die Kopfhaut in einer Länge von 7 Zentimeter ausgerissen war und die Schädelknochen stark zerschlagen waren. Feller mußte in das Krankenhaus geschafft werden. Dieser Vorfall möge für alle eine Warnung sein, die die Anweisungen der Bademeister und der Anschlagtafeln nie befolgen wollen.

Schwientochlowitz und Umgebung

Neudorf. (Ein schwerer Junge gefaßt.) Am 7. Juni wurde bekanntlich auf den Stoffreisenden Heim Spira in der Nähe der evangelischen Kirche ein Raubüberfall verübt, indem man ihm den Stoffballen mit einem Rasiermesser abschnitt und mit demselben Messer bedrohte. Dem eigentlichen Täter gelang es nach Deutschland zu entkommen, während von der Polizei damals nur Helfershelfer gefaßt werden konnten. Nun gelang es der Beuthener Kriminalpolizei, den Messerhelden in der Person des Walter Kozur aus Bielschowitz zu verhaften. Kozur ist bereits den polnischen Behörden ausgeliefert worden und befindet sich im Kattowitzer Gerichtsgefängnis. Auf seine weiteren Angaben hin ist auch eine zweite Person, der Ernst Tendera aus Bielschowitz verhaftet worden.

Briefkasten

P. M. Pleß. Drei Tage in den Bergen. Eine empfehlenswerte Tour ist folgende: Abfahrt von Pleß morgens 6,01 Uhr über Bielitz-Saybusch bis Jelesnia. Von dort entweder mit dem Wagen oder zu Fuß bis Korbielow, von wo aus es einen sehr schönen und auch nicht anstrengenden Aufstieg auf den Pilsko gibt. Es bleibt oben genügend Zeit, die wundervolle Aussicht nach allen Himmelsrichtungen zu betrachten. Man übernachtet in dem sehr gut eingerichteten Schutzhause des Tatravereins. Am nächsten Morgen macht man sich auf den Weg nach der Lipowska. Die Tour ist keinesfalls schwierig. Nach zirka 3stündiger Wanderung hat man das neue Schutzhaus des Beskidenvereines, in dem man eine Rast von 1 bis 2 Stunden halten kann. Man versäume nicht, im Hause sich das Wisentbild und das Hirschgeweih des Plesser Beskidenvereins anzusehen. Dann geht man nach der Hala-Boracza weiter, an dem im Bau befindlichen Schutzhause des Makkabi vorbei nach Milowka, wo wieder übernachtet wird. Am dritten Tage steigt man auf die Barania und steigt nach Weichsel ab. Abfahrt des Zuges 18,13 Uhr. Wir wünschen gute Erholung und Heil Beskid!

Rundfunk

Kattowitz und Warschau.

Sonntag, den 28. August. 10,30: Gottesdienst. 12,15: Musikalische Morgenfeier. 12,55: Vortrag. 14,15: Konzert. 15,05: Religiöser Vortrag. 15,40: Jugendfunk. 15,53: Kinderfunk. 16,05: Militärstunde. 16,45: Angenehmes und Nützliches. 17: Nachmittagskonzert. 18: Technik. 18,20: Leichte Musik. 19,10: Verschiedenes. 19,30: Schallplatten. 20: Konzert. In der Pause: Literatur. 21,50: Sportnachrichten und Tanzmusik.

Montag, den 29. August. 12,20: Schallplatten. 15,30: Blick in Zeitschriften. 15,40: Schallplatten. 16,25: Technischer Briefkasten. 16,40: Zwanzig Minuten Französisch. 17: Konzert. 18: Vortrag. 18,20: Tanzmusik. 19,15: Verschiedenes. 20,15: Oper von Verdi auf Schallplatten. In einer Pause: Presse, Wetter, Sport. 22,50: Tanzmusik.

Breslau und Gleiwitz.

Sonntag, den 28. August. 6,15: Hafenkonzert. 8,15: Chorkonzert. 9: Schachfunk. 9,15: Rätselfunk. 9,30: Verkehrsfragen. 9,50 Glockengeläut. 10: Kath. Morgenfeier. 11: Aus Frankfurt a. M.: Goethe-Gedächtnisfeier. 12,30: Aus Oberschreiberau: Riesengebirgsrennen 1932 des ADAC. 13: Mittagskonzert. 14: Berichte. 14,10: Für den Landwirt. 15: Einweihung der Pohlendorfer Schule im Kr. Habelschwerdt. 15,45: Kinderfunk. 16,15: Unterhaltungskonzert. 18,15: Wandlung des Genies. 19,15: Konzert. 19,55: Sportresultate und Wetter. 20: Geschichte und Bedeutung Ostpreußens. 20,30: Bekenntnis zur Goethe. 22: Zeit, Wetter, Presse, Sport. 22,30: Konzert.

Montag, den 29. August. 6,20: Konzert. 10,10: Schulfunk. 11,30: Wetter und Konzert. 15,30: Aufführungen des Breslauer Schauspiels. 15,45: Kulturfragen der Gegenwart. 16: Das Buch des Tages. 16,15: Konzert. 17,30: Landw. Preisbericht — Das wird Sie interessieren! 17,50: Zum Gedächtnis Wilhelm Holzamer. 18,20: Englisch. 18,35: Goethe und Schiller. 19: Schallplatten. 20: Rübezahls Streiche. 21: Abendberichte. 21,10: Liederstunde. 22: Zeit, Wetter, Presse, Sport. 22,25: Funkbriefkasten. 22,40: Stehen wir vor einem Umschwung im Frauensport?

Neues aus aller Welt

Berüchtigte Räuberbande gesprengt.

Berlin. Vom Raubdezernat des Berliner Polizeipräsidiums wurde eine berüchtigte Räuberkolonne gesprengt, auf deren Konto zahlreiche Ueberfälle im Westen Berlins kommen. Die Kriminalkommissare Nebe und Dr. Kattolinsky fielen in die Wohnung der Männer ein und überraschten diese noch in den Betten. Den drei Räubern werden verschiedene Ueberfälle zur Last gelegt, wie u. a. der Ueberfall, der sich in der Nacht zum 9. Juli im Grunewald auf ein junges Pärchen abspielte. Sie zwangen damals die beiden ihr Auto zu verlassen, beraubten sie und fuhren mit dem Wagen davon. Weiter kommen sie in Frage für den Ueberfall auf die Tankstelle in Schöneberg und für den Ueberfall auf einen Kaufmann in der Fasanenstraße, der sich in der Nacht zum 10. Juli ereignete. Nach den Beschreibungen kam die Kriminalpolizei den Tätern auf die Spur. Sie wurden tagelang unter Beobachtung gestellt.

Das Schicksal zweier Berühmtheiten.

Berlin. Ueber das Schicksal zweier einst gefeierter Berühmtheiten wird aus New York berichtet. Die Deutsch-Amerikanerin Gertrud Ederle ist bereits vollkommen vergessen. Die Frau, die vor einigen Jahren den Kanal durchschwamm und die als Königin empfangen und gefeiert wurde, schlägt sich heute als Aufseherin in einer Badeanstalt durchs Leben. — Oberst Chamberlin, der seinerzeit mit Lewine zusammen nach Deutschland geflogen war, zieht heute mit einem Flugzeug von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und führt für 2½ Dollar Passagierflüge von einigen Minuten Dauer aus. Auf seinem Flugzeug prangt der Satz: „Fliegt mit Chamberlin".

Zusammenstöße in Halle.

Halle. Zum Einzug einer Batterie des Artillerie-Regiments Nr. 4 in Halle hatten sich neben Tausenden von Zuschauern auch viele uniformierte Nationalsozialisten eingefunden, die wiederholt versuchten, geschlossene Züge vor der Truppe zu bilden. Als die Polizei einschritt, kam es zwischen ihr und den Nationalsozialisten zu Zusammenstößen. Am Steintor wurden die Beamten mit Niederrufen empfangen und tätlich angegriffen, so daß sie von dem Gummiknüppel Gebrauch machten. Starke Polizeikräfte drängten die Menge in die Seitenstraßen ab. Eine größere Anzahl Personen wurde festgenommen.

Unzweckmäßige Geldaufbewahrung.

Trier. Ein Obermoseler Bauersmann hatte dieser Tage seinen bei ihm zu Besuch weilenden Sohn eingeladen, mit ihm zusammen einen Ausflug nach Luxemburg zu machen. Als sich die beiden Ausflügler auf einer Fähre befanden, die das deutsche mit dem luxemburgischen Ufer verbindet, trat ein Zollbeamter auf sie zu und fragte, ob jemand mehr als 200 Mark bei sich habe. Der Bauer, der sein ganzes Vermögen bei sich trug, weil er es dort am sichersten wähnte, gab an, 1700 Mark in seinem Besitz zu haben. Zu seinem Entsetzen wurde das Geld jedoch beschlagnahmt und außerdem Strafanzeige wegen Devisenschmuggels gegen ihn erstattet. Vor Gericht klärte der Landmann seine Gewohnheit auf, was das Gericht auch als wahr unterstellte. Trotzdem müsse das Gericht, so betonte der Vorsitzende, nach den Bestimmungen eine exemplarische Strafe verhängen. Diese wurde auf 50 Mark Geldstrafe und 1 Monat Gefängnis festgesetzt. Dem Bauer wurde aber aufgegeben, ein Gnadengesuch auf Bewilligung einer Bewährungsfrist für die Gefängnisstrafe einzureichen.

50 Pfund Honig unter dem Schlafzimmer.

Wülfrath. Eine ungewöhnliche Entdeckung wurde hier unter dem Fußboden des Schlafzimmers einer 84 Jahre alten Frau gemacht. Schon seit Jahren hatte man von Zeit zu Zeit ein merkwürdiges Summen gehört, dem man, da es immer stärker wurde, endlich auf die Spur ging. Als man den Fußboden aufriß, stellte man fest, daß gegen 40 000 Bienen sich ihren Weg durch das Mauerwerk gebahnt, unter dem Schlafzimmer der alten Dame Quartier bezogen und in Waben von 1½ Meter Länge etwa 50 Pfund Honig angesammelt hatten. Die emsigen Bienen wurden eingefangen und werden in Zukunft weniger umständlich ihrem Gewerbe nachgehen können.

Ueber 2 Milliarden Menschen.

Wie die neuesten internationalen Zählungen ergeben, leben auf unserem Erdball 2 012 000 000 Menschen. Davon entfallen auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika 124 Millionen, d. h. auf eine Quadratmeile kommen 41,7 Einwohner. Alaska besitzt nicht mehr 59 000 Einwohner, das entspricht nur 0,1 Einwohner auf die Quadratmeile. Interessant ist die Bevölkerungsdichte von Hongkong. Bei 853 000 Einwohnern kommen 3 187 auf eine Quadratmeile; China zählt heute 474 821 000 Einwohner, das entspricht 110,4 auf die Quadratmeile; in Japan kommen auf die Quadratmeile 347, in Belien 691, in den Niederlanden 599, in Deutschland 353 und in Italien 343 Einwohner.

Ein furchtbares Bild zerrütteter Familienverhältnisse wird aus Mähr.-Schönberg geschildert. Ein Kaufmann behob vor einiger Zeit eine größere Geldsumme in einer Bank und brachte dann in einer Gastwirtschaft durch mehrere Tage hindurch eine größere Summe an. Bald darauf wurde seine Leiche in einer Badeanstalt aus dem Wasser gezogen. Da sie eine Schußwunde im Kopf aufwies, dachte man zunächst an einen Raubmord. Doch bald stellten sich durch Erhebungen die furchtbaren Ursachen dieser Tat heraus. Nach dem Tod des Kaufmanns traf nämlich in Schönberg die Nachricht ein, daß die 17jährige Tochter des Kaufmanns in Prag Selbstmord verübt hatte, sofort nach der Geburt des Kindes, das am Leben geblieben ist. Kurz vor dem Tod hatte das junge Mädchen ihren Verwandten das Geständnis gemacht, daß das Kind unerlaubten Beziehungen mit dem Vater entsprossen sei. Nachträglich stellte man noch fest, daß der Vater davon in Kenntnis war. Das war auch die Ursache der flotten Tage, nach denen er sich ans Ufer eines Teiches setzte, sich eine Kugel in den Kopf jagte und sich dann noch im Wasser ertränkte. Die Familientragödie hat in Schönberg großes Aufsehen hervorgerufen.

Verantwortlicher Redakteur: Reinhard Mai in Kattowitz.
Druk und Verlag: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp.
Katowice, Kościuszki 29.

Rhythmische u. orthopädische Gymnastik
nach Osberte-System
erteilt Luise Clausnitzer, diplom. Gymnastiklehrerin, Pleß, ul. Kopernika 23, bei Gliwinski.
Monatlich Kinder 3 Zł., Erwachsene 5 Zł.

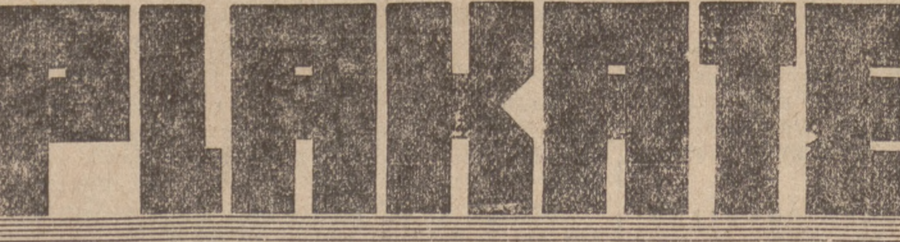
AMATEUR ALBEN
von der einfachsten bis elegantest. Ausführung in verschiedenen Preislagen erhalten Sie im
Anzeiger für den Kreis Pleß

September 1932 erschienen
Die Wienerin
Pariser Mode
Record
Modenschau
Anzeiger für den Kreis Pleß

WILL AMBERG
Kaiserlien sucht seine Frau
Kriminalroman. Was tut ein Junggeselle, der „von der Reise zurück" sein Haus versteigert, sein Bankkonto abgedeckt vorfindet? Und außerdem die Mitteilung erhält, daß er — von „seiner" Frau geschieden ist?



Als neustes Gelbes Ullsteinbuch für jetzt nur noch 90 Pf. zu haben bei:
Anzeiger für den Kreis Pleß



ENTWÜRFE UND HERSTELLUNG
FÜR ANZEIGE, WERBUNG UND WARENANBIETUNG
VITA NAKŁAD DRUKARSKI KATOWICE, KOŚCIUSZKI 29



Es kommt schon was dabei heraus!
Auf jeden Fall sparen Sie manchen Groschen, wenn Sie Persil in der richtigen Menge nehmen, kalt auflösen und die Wäsche nur einmal kurz kochen. Auf je 2½ bis 3 Eimer Wasser kommt 1 Paket Persil. Sparen Sie durch Persil!
Persil bleibt Persil

Werbet ständig neue Leser!